

# Einleitung

in die

## Lief und Curländische Landwirthschaft.

*Peter Ernst Wulde*



Betrachtet man die ungeheure Menge oekonomischer Schriften womit die Welt in dem gegenwärtigen Jahrhundert überschwemmet ist; so müste man glauben, daß schon alles was zu dieser Wissenschaft gehöret, völlig erschöpft sey. Der bloße Publick solcher gehäusten Werke, solte uns überreden, daß die Wirthschaftskunst schon den höchsten Grad müste erreicht haben, und daß der bloße Gedanke die Zahl solcher Bücher zu vermehren tadelswürdig sey. Wie klein scheint nicht dieses Unternehmen, wenn es größtentheils von einer Person abhänget, in Vergleichung der zahlreichen oekonomischen Gesellschaften, die ihren gemeinschaftlichen Eifer zur Verbesserung der Oekonomie vereinigen. Welches Schicksal kan sich ein solcher Schriftsteller versprechen, wenn er die Aufmerksamkeit der Leser nicht mit neuen Erfindungen, sondern mit bekanten Arbeiten unterhalten will. Wird nicht eine schnelle Verachtung die Grundlage seines Werkes erschüttern? Wird nicht sein Muth bey dem ersten Schritt welchen er in diesem Felde waget, schüchtern gemacht werden? Er wird sich überall von Wirthschaftsverständigen umgeben sehen, welche sich überreden die Meisterstufe in dieser Kunst erstiegen zu haben. Können solche es wohl anders als eine unvergebliche Kühnheit ansehen, wenn ein anderer sie in den Grundsätzen unterrichten will, da sie glauben, daß sie durch Hülffe der Erfahrung

Erfahrung eine weit höhere Erkenntniß erlanget haben. Möchte ihn auch das Glück bey diesen Bemühungen unterstützen, möchte er auch einen unerwarteten Beyfall erhalten, wird er alsdenn sich seinem Zweck schon völlig genähert haben? Werden seine Vorschläge, wenn sie auch durch die besten Gründe vertheidiget werden, eine allgemeine Ausnahme finden? Werden nicht die meisten nach ihren vermeinten Einsichten auch bey einer leichten Ausföhrung große Schwierigkeiten, wichtige Hindernisse entdecken? Welche Stärke der Seelen, welche Standhaftigkeit des Geistes wird nicht erfordert, wenn man tiefeingewurzelte Vorurtheile angreifen, wenn man veraltete Gewohnheiten bekriegen will? Wer das menschliche Herz auch nur in seiner Oberfläche kennet, wird gestehen müssen, daß es ungemein schwer sey den Eigensinn der Gewohnheiten zu wiederlegen, den Verstand der durch Vorurtheile unnebelt ist, durch das Licht der Vernunft aufzuklären. Die Kunst weiß die festesten Steine zu zermalmen, sie kan Felsen zerschmettern: allein ein Herz zu erweichen welches durch Vorurtheile und Gewohnheiten verhärtet ist, hier ist oft die gesamte Macht menschlicher Gründe zu schwach. Der größte Theil der Ackerleute klebt mit ihren Sinnen an der Erden. Ihr kriechender Verstand ist zu blöde sich von Vorstellungen leiten zu lassen, er ist zu matt sich auch nur zu solchen Wahrheiten hinauf zu schwingen die in einem geringern Abstände über die Spähre seiner Einsichten erhaben sind. Wenn auch solche Blödsichtige durch öftere und nachdrückliche Proben von den wahren Vortheilen übersühret sind, wenn auch in ihnen ein matter Trieb zur Verbesserung ihres Zustandes erregt wird; wie viele Hülfsmittel müssen diesen nicht dargereicht, wie lebhaft müssen sie nicht ermuntert werden, wenn der gute Gedanke nicht durch die natürliche Fühllosigkeit soll wieder erstickt werden. Nichts kan die Menschheit kleinmüthiger machen, nichts kan den standhaftigsten Muth mehr entkräften, als wenn uns die Last der Mühseligkeiten niederbeugt, wenn uns die Fesseln der Slaveren drücken. Kaum richten sich solche Elende auf, kaum fangen sie an Döhen zu schöpfen, so fallen sie schon muthlos in ihre gewohnte Trägheit zurück. Der geringste Widerstand kan die Hoffnung eines glücklichen Ausganges wankend machen, ein niedriger Zufall kan alle Entwürffe mit einmahl zernichten.

Welchen

Welchen Nutzen hat also ein Autor bey seinen Bemühungen zu erwarten, die er zur Ausbreitung der Wirthschaftskunst unternimmt? keinen andern, als daß man seinen Blättern die Ehre erzeiget sie zu lesen, wenn sie in einer beliebten Schreibart abgefaßt sind, daß man seine Vorschläge billiget, wenn sie auf vernünftige Gründe gebauet sind, und daß man seiner Schrift einen Platz unter den übrigen Büchern anweist. Gewiß, ein seltenes Glück, wenn man nach seiner Vorschrift einige leichte Proben anstellet, die aber auch sogleich geendiget sind, wenn der gehofte Vortheil nicht gleich bey dem ersten mahle die angewandte Mühe belohnet.

Ich führe alle unangenehme Erwartungen, die auch mich bey meinen Unternehmen bedrohen mit Vorbedacht an, damit ich zeige, daß mein Entschluß, meine Gedanken über die Lief und Curländische Wirthschaft der Welt vor Augen zu legen, kein stüchtiger Einfall, kein unüberlegter Vorsatz sey. Frey von Selbstliebe messe ich meine Erkenntniß nicht nach einer schmeichelhaften Einbildung aus. Ich kenne den weiten Umfang der oekonomischen Wissenschaften; ich weiß welche gründliche Einsicht, welche Belesenheit, welche Erfahrung unumgänglich nöthig ist, einen jeden Gegenstand richtig zu beurtheilen. Ich bescheide mich, daß eine reife und scharfsinnige Ueberlegung erfordert wird, unter der Menge der Vorschläge eben solche zu treffen, welche den allgemeinen und besondern Verhältnissen vollkommen gemäß sind.

Man darf nicht glauben, daß die neusten oekonomischen Schriften in Lief und Curland gänzlich unbekant wären. Es sind verschiedene Besitzer der Güter, bey welchen man einen ansehnlichen Vorrath von den besten oekonomischen Werken antrifft. Es sind manche die auch so gar viele Versuche insbesondere nach den Englischen Grundsätzen nachahmen. Würde ich nicht zu viel Vertrauen in mir selbst verrathen, wenn ich diese mit unter meine künftige Leser zählen wolte, vielweniger daß ich mich auf ihren Beyfall Rechnung machen darf. Muß ich nicht vielmehr befürchten, daß sie mein Vorhaben als eine unnütze und vergebliche Mühe betrachten werden.

Liesland ist schon vor Langen Jahren durch den Ruf einer besondern Fruchtbarkeit berühmt gewesen. Niemals aber ist dieser Ruhm höher gestiegen, als unter der vorigen Regierung, da es den prächtigen Maßnahmen einer Kornkammer von Schweden erhielt. Man kan hieraus einsehen, daß in diesem Lande kein Mangel an klugen und sorgfältigen Wirthschaftsverständigen seyn müsse. Es werden in der That sowohl in Liesland als Curland viele Wirthte angetroffen, welche nach dem hiesigen System mit recht groß können genennet werden. Männer die durch eine langwierige Erfahrung geübt sind, welche bey den Beschwerlichkeiten die mit der eingeführten Wirthschaft verknüpft sind eine unermüdete Sorgfalt beweisen, die auf alle Vortheile wachsam sind, die bey den größten Weitläufigkeiten eine genaue Ordnung zu unterhalten wissen. Sollten solche Personen welche es in der Wirthschaftskunst so hoch gebracht haben, sich wohl überwinden ein Buch zu lesen, worinn noch die Grundregeln des Feldbaues erklärt werden?

Die meisten von den übrigen, welche sich selbst von der Zahl der vorigen ausschliessen, die sich nur in die Reihe der guten Wirthte stellen, sind insgemein von Vorurtheilen verblendet. Sie sind eifrige Anhänger verjährter Gewohnheiten. Sie vertendigen die Gebräuche ihrer Väter mit einer unüberwindlichen Standhaftigkeit. Haben sie überdem keine richtige Einsicht von der verbesserten Dekonomie der auswärtigen Länder, haben sie sich niemals mit dem lesen der Wirthschaftsbücher beschäftigt, so ist es ganz natürlich, daß ihnen die hiesige Ordnung unter allen die beste, die vorzüglichste scheinen muß. Darf ich wohl vernuthen, daß meine Betrachtungen sich einen Eingang in diese Classe eröffnen werden? muß ich nicht vielmehr mir selbst das traurige Urtheil sprechen, daß man meine Blätter keiner Aufmerksamkeit würdigen wird, oder daß man bey einem jeden Vorschlage viele Weitläufigkeiten bemerken wird, die nach ihrer Meynung bey der gewöhnlichen Verfassung nicht können ins Werk gerichtet werden. Was ist hiebey unvermeidlicher, als daß ich mich der Gefahr eines scharffen Tadels und dem Verdruß einer empfindlichen Verachtung frey stelle.

Es werden aber auch von der andern Seite viele gefunden, welche von ihrer Schwäche völlig überzeugt sind, die das mangelhafte, das beschwehrliche der Lief und Eurländischen Wirthschaftsverfassung mehr als zu deutlich einsehen, die sich nach einer vortheilhaftern Einsicht sehnen. Diese würden mit Vergnügen bessere Mittel wählen, wenn ihnen eine gründliche Anleitung ertheilet würde, wenn sie einen Führer erblicken möchten, der durch seinen Rath ihnen die Beschwerlichkeiten erleichterte. Bey solchen Personen möchten meine Ausarbeitungen vielleicht eine freundschaftliche Aufnahme finden, vielleicht möchte auch die Mühe des Durchlesens nicht ohne allen Nutzen seyn. Nur Schade, daß diese Gesellschaft in Rücksicht des ganzen ungemein klein seyn wird.

Die angeführten Gründe werden einen jeden überführen, daß ich meinen Plan aus mehr als einen Gesichtspunkt erwogen habe. Was muntert einem Autor zum Schreiben auf, als der Beyfall welchen er sich von den mehresten versprechen kan? was unterhält seine Lust zum Denken? nichts anders, als die reiche Erndte welche er von seinen zahlreichen Lesern erwartet. Er schreibt, er wird gerühmet, er setzet seine Arbeit fort, die Welt bewundert ihn. Die gütigen Hände der Herrn Censoren und Journalisten heben ihn zur Unsterblichkeit empor. Alle diese schimmernde Vorthelle sind nicht die Bewegungsgründe welche mich zu diesem neuen und mühsamen Geschäfte auffodern. Ich bin zu demüthig, daß ich mich an diesen stolzen Vorstellungen ergötzen sollte. Möchte es nicht für meine Bestimmungen zu niedrig, wenn ein leerer Ruhm und ein kriechender Eigennuß meine Feder führen sollte.

Die Regungen welche bey diesem Vorsatz in meiner Seelen entstehen, sind viel rührender als der Anblick geringschätziger Vorthelle, weit erhabener als das Andenken welches ich mir bey der Nachwelt stifte. Soll ich darum meine Entwürffe austreichen, weil ich zum voraus sehe, daß sie niemals zur völligen Ausführung gelangen werden? Soll ich deßhalb mißvergnügt meine Feder niederlegen, weil ich besürchten muß, daß mein Fleiß nicht gehörig wird belohnet werden? soll ich mich in meinem Vorhaben abschrecken lassen, weil ich in Besorgniß ste-

he die Anzahl meiner Feinde zu vermehren? Ist nicht vielmehr die Zufriedenheit meines Gemüths weit kostbarer, weit überwiegender die ich mir durch meine wohlgemeinte Absicht zu wege bringe. Hier muß ich die Worte eines scharfsinnigen Selters entlehnen, um das Gefühl meines Herzens zu schildern:

„Das Andenken der guten Absicht, des redlichen Fleißes belohnet mich,  
 „ob ich gleich die Frucht nicht erreicht sehe. Ich bin doch besser ge-  
 „worden, weil mein Herz etwas gutes gewollt hat, und keine Zeit,  
 „kein Urtheil der Menschen, kein Zufall kan mir diesen Vor-  
 „theil entreißen.

Welche wallende Bewegungen entstehen in mir, wenn ich mit diesen feurigen Empfindungen mich dem geheiligten Thron unserer Besten Monarchin nähere, wenn ich die Huldreiche Sorgfalt welche Ihre Majestät zur Verbesserung der Oekonomie verwenden mit stiller Ehrfurcht bewundere. Gewiß der müste ein unwürdiges Mitglied des gemeinen Wesens seyn, welcher durch den Glanz des Allerhöchsten Beyspiels nicht sollte gereizet werden; der nach dem Maas seiner Kräfte nicht einen neuen Trieb zur Beförderung der gemeinschaftlichen Wohlfart wolte blicken lassen. Ich preise die Gottheit, daß sie meine Jahre in diesen glückseligen Zeitpunkt geordnet hat. Hierin soll mein einziger Ruhm, der Vorzug meiner Tage, der Werth meines Lebens gesetzt seyn, daß ich unter dem sanften Zepher dieser weisesten Beherrscherin mich unermüdet bestreben werde, ein guter Bürger, ein nützlicher Unterthan des Staats zu seyn.

Wie glücklich kan ich mich in diesem Verlangen schätzen, da ein Erlauchtes Kaiserliches General Gouvernément mir eine wichtige Gelegenheit unserm Lande nützlich zu seyn, durch die hohe Bewilligung eine Buchdruckerey zu geben geruhet hat. Würde ich mich dieser Gnade nicht freywillig unwürdig machen, wenn ich sie nicht zum allgemeinen Besten anwenden wolte? Ist nicht ein jeder Tag ein merkwürdiger

diger Auftritt den ich niemals zurück legen darf, ohne etwas gutes in Absicht meiner Mitbürger gewirkt zu haben? Die bloße Vorstellung, daß ich mich bemühe die beschwerlichen Geschäfte meines Nächsten zu erleichtern, flößet mir täglich neuen Muth und Kräfte ein. Niemals aber verspüre ich eine sanftere Veruhigung, als wenn ich das unwissende Landvolk durch meine Wochenblätter unterrichte; wenn ich bedenke, daß ich unter so vielen tausend Menschen eine Erkenntniß ausbreite, von welcher sie vorher nur dunkle oder irriße Begriffe geheget haben. Sehe ich mich nicht in dem Charakter eines solchen Lehrers zu einem höhern Grad meiner Vollkommenheiten fortgerückt? Welche reiche, welche unschätzbare Belohnung!

Wo soll ich Worte hernehmen, die zärtlichen Bewegungen meines Gemüths auszudrücken, da ich mich der Verbindlichkeiten erinnere womit ich Ihnen wahre Patrioten! seltene Freunde des Vaterlandes! verpflichtet bin. Ueberzeugt von der Größe Ihrer Menschenliebe entdeckte ich Ihnen mein Vorhaben. Ich ersuchte Sie um Ihre geneigte Beyhülfe, weil ich einsah daß meine Kräfte zu einem solchen ausgedehnten Werke nicht hinlänglich sind. Sie haben meinen Endzweck nicht allein durch Ihren angenehmen Beyfall bestärket; sondern Sie haben sogar durch die übersandten Gedanken meine Wissenschaft und meine Erfahrung bereichert. Ich weiß, daß man redliche Männer auch durch Lobsprüche beleidigen kan. Ich muß daher den Lauf meiner Gedanken wieder meine Neigung unterbrechen. Nur dieses werden Sie mir erlauben zu Ihrem Ruhm zu sagen, daß Ihre großmüthige Denkart weit über den gewöhnlichen Eigennuß erhaben ist. Sie sind die ersten in Lief und Curland welche in diesem gemeinschaftlichen Felde die Bahn eröffnen, die sich überwinden können ihren Geschäften einige Stunden zu entziehen und solche dem gemeinen Wohl zu widmen. Möchten doch mehrere in Ihre ruhmwürdige Fußstapfen treten! Hier ruft mich die Dankbegierde zu, daß ich auch die Namen meiner Gönner und Freunde öffentlich bekand machen möchte. Erlauben Sie mir aber daß ich dieses Denkmahl meiner Dankbarkeit später errichten darf.

darf. Wer weiß ob mein guter Wille dem Staate zu dienen nicht überwiegender ist, als die Stärke meines Denkvorganges. Wer weiß, ob ich geschickt genug bin, solche Abhandlungen zu entwerffen die Ihnen Ehre machen und den Beyfall der Klugen nach sich ziehen. Denn, denn sollen Ihre merkwürdige Nahmen die Aufschrift dieses Werkes zieren, wenn wir durch den Nachdruck unserer Gründe die schädlichen Gewohnheiten werden besiegt, die Irrthümer wiederlegt, und viel gutes, viel nützliches werden bewerkstelliget haben.

Wir können dieses wichtige Ziel nicht sicherer erreichen, als wenn wir bey einem jeden Abschnitt die Verhältnisse von Lief und Eurland zum Hauptgegenstande nehmen, wenn wir uns in keine leere Weitläufigkeiten vertieffen, sondern allemahl das Wichtige, das Nützliche allen übrigen vorziehen.

Unter den Verbesserungsmitteln wollen wir nur diejenigen in Vorschlag bringen, welche in unserm Lande am leichtesten können zur Ausführung gebracht werden. Keine gekünstelte Projecte, die wieder die Grundgesetze der gedachten Länder, wieder die Vorrechte des Adels, wieder die Rechte der Bürger und Unterthanen gerichtet sind, sollen unsere Blätter entweihen. Nur da, wo die Stimme der Natur für den Unterdrückten redet, wird uns die Menschheit verbinden solche Unglücksfelige mit den Waffen der Vernunft zu vertheidigen.

---

t

Lief- und Curländische Abhandlungen  
Deconomische Gedanken  
über die  
Fischerey auf dem Peipus-See  
von  
Johann George Eisen  
Pastor zu Lorma.

Daß von einer handvoll Menschen in Verhältniß mit dem Lande betrachtet, die größten Wälder in kurzer Zeit gänzlich verheeret werden können, wenn nicht hegbare Waldanstalten da sind; davon geben in Lief- und Ehstland bereits ganze halbe Kreise die traurigsten Beweise.

Aber weit mehr ist zu bewundern, daß so ein ungeheuer grosses, und von Natur fischreiches Wasser als die Peipussee ist, in Ermangelung einer allgemeinen hegbaren Fischereyanstalt verheeret werden kan.

Der Umstand ist für einen grossen Theil vor Ehst- und Liefland höchst wichtig. Wenn wir in das Innere von der Wirthschaft unseres Bauers hinein sehen, so macht das eine seiner größten Sorgen aus, wie er seinen Arbeiter auf dem Hofe und den Fuhren mit einer Kost versehen könne, die er so gleich ohne langer Zubereitung, und oft in dem Augenblick ausbringen kan, die leicht mit sich zu führen ist, die nicht bald verderbt und die wohl sättiget.

Kauchfleisch, Speck und Butter, Jahr aus Jahr ein zu haben, das übersteiget sein Vermögen. Er muß daher noch mit Salkfischen versehen seyn. Und die sind ihm noch um so lieber, als sie bey seiner sauren Milch die er des Sommers mit sich zu führen pflegt, vor jenem den Vorzug haben.

Die bey dieser allgemeinen Bedürfniß des Bauern, der seine  
Wirthschaft

Wirthschaft nicht immer zu Hause bey warmer Kost führen kan, beträchtlichsten Fischarten sind die Bräachsen und die Räbs.

Wenn diese beyden nebst dem Barse, Bleiern etc. etc. gleich am Strande von den Fischern selbst in den Bockel gethan würden, so würde der Bauer nur gleich als auf den Markt dahin kommen, sich nach Zeit und Umständen rathen und gleich wieder zurück gehen können. Würde hiernächst der See durch gute Ordnung in der Fischerey mit mehreren Fischen versehen seyn, so würde der Fischer diese Salzische auch für einen mässigeren Preis verkaufen können, und dennoch dabey gut fahren. Aber wie siehet es nun aus?

Alles was seine Fische nicht vom Ostseestrande und der Würzjerw holet, das komt von 10 bis 15 Meilen weit nach dem Weipus. So kan eben dieser Umstand auch für die Städte Narva, Dorpat und Pleskow, und für die daselbst stehenden Garnisonen und Feldregimentern nicht gleichgültig seyn.

Alle Nachrichten stimmen darinnen überein, daß vor 40 bis 50 Jahren mit wenigern, schlechtern und wenigeren Netzen bey nahe zwey drittel mehr Fische haben auf einmal heraus gezogen werden können, als gegenwärtig der Grösse der Fische von allen Arten gegen die jetzigen nicht zu gedencken.

Das Einsalzen der Fische ist im Ganzen genommen, am Strande nicht gebräuchlich, und der größte Theil der Fischer hat im Fall der Noth auch kein Salz dazu. Es hat sich in diesem Jahre, in einer gewissen Gegend an der Weipus der eben nicht seltene Fall zugetragen, daß eine Gesellschaft von Fischern einen seit vielen Jahren nicht erhörten reichen Fang von Lächbräachsen gethan hat. Die Freude der Leute über dieses in diesem Jahr seltene Glück war um so grösser, als sie zu eben der Zeit grosse Hungersnoth erleiden müssen. Allein dieser Segen war bald vor ihren Augen verschwunden, und die Hungersnoth fing von vorne wieder an, in dem eben zu der Zeit keine Käufer am  
Strande

Strande gewesen waren. Die Fische, womit sie aus gewissen Ursachen eine Badstube angefüllt hatten, fingen endlich an zu sinken, und mußten verscharrt werden.

Der Bauer, der weder wirthschaftlich genung ist, noch Zeit und Vermögen hat, um sich zur bequemsten Zeit auf das ganze Jahr mit Salzfishen zu versorgen, fährt nach dem Strande, wenn ihn die Noth treibt, und davon spricht ihn weder die wichtigste Arbeitszeit, noch die schlimmste Witterung frey. Weil sich aber der Fang insgemein nach dem Winde richtet, so kommt der Bauer mehrentheils nur auf das gerathewohl, und muß oft entweder wieder leer zurück wandern, oder sich viele Tage herum schleppen um die Fische bey wenigen zu sammeln. Manchemal hat er Salz mitgebracht, oder er führet auch nicht selten halb verfaulte Fische wieder nach Hause um sie erst da einzusalzen. Man hat angemerket, daß eben die jungen Kerls, die die Hofestage zu leisten, und den Salzfish-Borrath des Winters zu verzehren pflegen, an dem morbo endemico die blaue Blatter genannt, und die ein wahrer Carbunculus ist, hauptsächlich befallen, und wovon zu Zeiten in wenig Wochen eine Menge stirbt. Es scheint, daß der zu einem Euder gewordene Salzfish das Pestferment dazu hergebe. Man erinnere sich nur, was vor einigen Jahren gewissen Heeringen für Borwürffe gemacht worden sind. Was faulet geschwinder als ein Fisch, und wer schmeckt es nicht, wenn der Fisch nur eine Stunde todt gewesen ist ehe man ihn in den Kessel geworffen hat? Daß der faule Fisch dem gemeinen Volke in Rußland nicht schädlich ist, das hat es unstreitig dem Essig und sauren Quas, als dem allgemeinen Gegengift wieder die animalischen Gifte zu verdanken.

Wir wollen diese schlechte Wirthschaft an der Peipussee etwas untersuchen. Es sind drey Umstände da, welche die Fische zugleich ausrotten und die Fischer arm machen, weil sie die Fische nicht selbst einsalzen können.

- 1) Die Anzahl der Fischer wird immer grösser, insonderheit pflanzen

pflanzen sich von Zeit zu Zeit ungeheure Strand-Dörffer, die von Russischen Bauern bewohnt werden, theils von solchen die von der Schwedischen Zeit an da gewesen sind, theils von den Ebsten, welche die Griechische Religion angenommen haben, theils welche aus Russland kommen und mit Pässen versehen sind, und theils auch wohl aus Läuflingen.

2) Seit einigen Jahren hat die von der Unordnung unterstützte Gewinnssucht den Fischern, die tief aus Russland mit grossen bis auf den Grund reichenden Waden gekommen waren, gegen ein Pachtgeld den noch übrig gewesenen Vorrath Preis gegeben. Diese haben einige Jahre gefischt, und da der Vorrath schon so weit abgenommen, daß sie nicht so einen grossen Vortheil mehr dabey gefunden hatten, so verkauften sie ihre Waden an die Einheimischen und gingen reich zurück. Nun fischt alles mit dergleichen grossen Waden. Es heisst, daß die Fischer am Strande von Russland wohnen diese Gäste mit ihren grossen Waden nicht aufgenommen haben.

3) Bey diesen beyden Mißbräuchen ist noch der alte verabscheuungswürdigste stehen geblieben, daß der Fisch in der Laiche, der Bräcken im Frühjahr und der Råbs im Herbst gefischt wird.

1) Wie weit ist ein jeder von diesen Mißbräuchen schädlich?

Der erste macht die Fischer sämtlich arm, dabey aber insonderheit die Russischen Dörffer den Einheimischen. Der Russische Bauer ist mehr nach seiner Nahrung aus als der Liefländer, und besetzt mit seinen Seehenen den ganzen Strand ein bis drey Werste hoch dermassen, daß kaum ein Fisch an den Strand herunter kommen kan. Er hat wie bekant einen Handelsgeist, bedienet sich der Armuth des Einheimischen, daß dieser gegen theures Brod seine Fischgeräthe verfertigen, und ihm gleichsam dienen muß. Die meisten suchen diesen Unterscheid in einem natürlichen national Charakter, und bleiben daher um die Ursachen und die Mittel das Ubel zu heben unbekümmert. Würde man aber auf den so verschiedenen Zustand sehen, worin beide Theile stehen und wissen, daß diejenigen Ebsten die die Griechische Religion angenommen, und hie-

mit Gelegenheit gehabt haben auch zugleich in den Russischen Bauren-  
Zustand über zu treten, nicht weniger nahrhaft sind, und den Handels-  
geist bis in denselben Grad angenommen haben, so würde man beyde  
Theile bald aus dem Grunde kennen lernen. Der einheimische Fischer  
ist, wo ers auch nicht alle Zeit wirklich ist, dennoch gewohnet gleiche-  
sam das Geschirre, oder Joch auf dem Halse zu tragen und seinen Frohn-  
dienst zu leisten. Das ist seine Lauffbahn, in welcher er eingeschränket  
ist, und darinn muß er auf alle andere Absichten Verzicht thun. Der  
Russische Fischer hingegen bezahlt seinen Frohndienst entweder mit Gel-  
de, oder mit Fischen, oder mit Fahren, insgemein aber mit Geld, da-  
mit ist er sich selbst überlassen, und weil ihm selten eine leichte Last  
aufgeleget wird, so hat er volle Veranlassung so zu seyn als man ihn  
siehet. Kurz, er kan und muß nahrhaft seyn und Handel treiben.

Der zweite Mißbrauch mit dem grossen Winter = Waden sucht  
insonderheit den in der Laiche entrommenen Rest gleichsam in seinen Win-  
terwohnungen auf, und ist vollkommen geschickt der Grösse des Sees  
ohngeachtet in zehn Jahren weiter hin den Fisch in so weit auszurot-  
ten, daß die Fischer und das Land in eine unaussprechliche Noth wer-  
den versetzet werden.

Der dritte Mißbrauch ist nicht weniger schädlich. Denn 1) ist  
der Fisch und insonderheit der Räbs in der Laiche mager. 2) Zer-  
stöhet man tausende, in dem zehn gefangen werden. In der Räbs-  
Laiche pflegt oft der allerschlimste Weg im ganzen Jahre zu seyn, und  
der Käuffer der in der Brachsenlaiche kommt, versäumet nicht nur viel  
in der Sommer = Saat, besonders wenn er sich viele Tage am Strande  
aufhalten muß, sondern er pflegt auch in der warmen Zeit, in welcher  
der Brachsen nur laichet faule Fische nach Hause zu bringen. 4) Un-  
ser Fischer könnte an vielen Gegenden des Strandes seinen Ackerbau  
weiter ausbreiten, wenn er im Sommer weniger Fischer wäre.

2) Wie wird dem anjetz schon so groß gewordenen Elende  
abgeholfen, und dem künftigen grösseren vorgebeuet?

1) Das erste und hauptsächlichste, aber auch fast bis zur Unmöglichkeit schwereste Mittel ist eine allgemeine Anstalt. So lange diese nicht da ist, so heißt es an der Peipus so als im Walde: Schläge ich die auf denen Eiern sitzende Auerhenne nicht tod, so thut es ein anderer. Ich bin mir selbst der Nächste. Es ist aber eine allgemeine Anstalt noch um so schwerer zu treffen, als drey Gouvernements, das Nowogorodische, Rigasche und Kewalsche an der Peipus Theil haben. Wahrlich, es werden alle Anstalten ein Traum bleiben, so lange nicht eine allgemeine da seyn wird, die ein gewisses, festes und mit Sollen und Können zugleich versehenes Regulativ zum Grunde hat.

2) Man gebe alle Raubfische als Hechte, Bärse, Kaulbärse und Quappen, wie auch theils seltene, theils wenig beträchtliche, Nasse, Metjasse, Bleier, Stinten etc. auch in ihrer Laiche preis, besonders da die meisten davon in kalter Witterung laichen. Denn setze man

3) Auf ewig feste, daß 1) der Brachsen und Kabs unter keinerley Umstände, noch auf irgend eine Weise in seiner Laiche gestöhret werden solle. 2) Man setze in jedem Dorffe eine gewisse Anzahl Fischer-Gesinde feste, denen man eine gewisse Anzahl von Volk, Sommer und Winterwaden, Schnecken, Kautenneken und andere Fischgeräthen bestimme. 3) Die grosse Russische Wade bleibt, weil die Fischer damit eine Winterbeschäftigung haben, der Fisch im Winter auch nicht so bald faul wird, und der Winter auch so wohl in Ansehung der Arbeit als des Weges zu statten komt. Aber da diese ungeheure Waden doch immer zum Ausrotten geschickt sind, so bestimme man für die Flügel eine mäßige Länge und Breite. Auf diese Art würde der Peipussee in wenig Jahren für einen grossen Theil vor dem Nowogorodischen Gouvernement, Lief- und Ehfland ein beträchtlicher Schatz werden können.

Eine Anmerkung  
vom Torff beym Brandweinsbrande.  
von Eisen.

Es ist in der Distillierkunst eine bekante Sache, daß das Kohlenfeuer vor der Flamme, in Ansehung der gleich stark anhaltenden Hitze, einen gar beträchtlichen Vorzug habe.

Das Torfffeuer gleichet in Ansehung dieser gleich stark anhaltenden Hitze nicht nur dem Kohlenfeuer vollkommen, sondern übertrifft auch dasselbige noch, indem der Torff viele Stunden aushält. Ist es daher ein Wunder daß man ihn im Brandweinsbrande vorzüglich rühmet?

Allein man sagt er verbrenne die Kessel. Ich habe diesen Umstand untersucht, und glaube denenjenigen damit einen nicht unangenehmen Dienst zu erweisen, die die Noth bereits gezwungen hat, den Torff kennen zu lernen.

Nicht die starke Glut des Troffes ist es so die Kessel verbrennet, sondern man rieche nur und sehe, so wird man an ihm nicht nur den ganz eigentlichen Geruch des Schwefels, sondern auch desselben blaues Feuer wahrnehmen. Daß aber der Schwefel das Kupffer verzehre, davon kan die bekante Operation in der Chymie, das Cémentiren Beweis geben, wenn laminirtes oder gekörntes Kupffer mit gestossenen Schwefel stratificirt und damit wesentlich zerstöret wird.

Will jemand damit selbst eine Erfahrung anstellen, so nehme er ein ganz dünne geschlagenes Kupfferblech, lege selbiges auf einen Rost von feinem Drate, und darauf gestossenen Schwefel so viel, daß das Kupffer, wenn der Schwefel angezündet worden glüend werde. Man wird gleich sehen, daß das Kupffer größtentheils verbrannt worden sey, das sonst im Feuer so hartnäckige Metall. Freylich ist der Torff nicht lauter Schwefel, und der Kessel wird nicht glüend. Allein es sind auch nicht

nicht Minuten sondern Monate, da sich dieser Schwefel unter dem Kessel aufhält. Und wie, wenn der Brandweinsbrenner das Feuer nicht jederzeit wohl auslöschet, bevor er den Kessel leer macht?

Vier Vortheile sind, deren man hierbey verlustig gehet: 1) Man erhält mit Torff mehr und bessern Brandwein, indem selbiger eine gleich stark anhaltende Hitze machet. 2) Das Heizen ist weniger mühsam. 3) Die Wälder werden geschonet. 4) Und da wo bereits der Holzmangel ist, schafft der Torff eine nicht geringe Hülffe.

Um nun diese verlohene Vortheile wieder zu gewinnen, so meine ich, ob man nicht den Boden des Kessels bis über die Niete, mit folgenden in der Chymie bekanten Lutum, eines kleinen Fingers dick beschmierem könnte, nämlich:

Nehmet Laimen, so als er zu den Ziegelsteinen eben recht ist, nicht zu fett und nicht zu mager, trocknet, zerreibet und laßt ihn durch ein feines Sieb. Zu diesen Laimen thut Rühhaare, macht ihn mit Fischlacke oder anderm Salzwasser zu einem dünnen Teig, und laßt ihn also 24 Stunden stehen. Hierauf thut Rindsblut, gestossenes Glas und Hantmerschlag darzu, und knetet ihn wohl durch. Mit diesem Lutum beschmieret den Kessel zu verschiedenen malen, damit endlich keine Risse mehr zu sehen seyn mögen, und wenn ihr zuletzt noch mit einem Brey von Blenglätte mit Wasser darüber fabret, so wird es sich über dem Feuer glassiren.

Es wird Mühe und Kosten verlohnen, wenn man dieses Lutum auch beym Flammenfeuer braucht. Setzt man nun noch den Kessel auf einen Kost, so wird über dem noch der Boden auch in seiner Niete besser halten.

Es frägt sich: Soll man da wo Torffmoore genung sind, die Wälder austrotten, um den Grund zum Acker und Wiesen zu brauchen, oder nicht?

Von Küttis, Rodung und Säuren,

als der in Riesland gewöhnlichen dreifachen Art  
wüste Länder fruchtbar zu machen:

entworfen von H. . .

**G**eaenden, wo die Begierde zu erwerben den Fleiß belebt, und die Anzahl der Einwohner zureichend ist alles brauchbar zu machen, haben keine wüsten Länder; in Riesland aber finden wir noch verschiedene Distrikte wo vieles, ja oft mehr ohnbearbeitetes als fruchtragendes Land zu sehen ist, nicht deswegen, als wenn es unfähig wäre die Mühe welche man daran wendet, zu belohnen, sondern weil es an Händen fehlet, welche diese ruhende Stücke zu bauen ohnumgänglich erfordert werden. Wir wollen jetzt nicht an die so genannten Moräste denken, von welchen öftters niemand einen Vortheil ziehet, da sie zu weitläufig, abgelegen, wässrigt, mit Strauch bewachsen oder moßigt sind, und daher weder zu Heuschlägen, noch zu Aekern, zuweilen nicht einmal zu Viehweide sich schicken, es wäre denn, daß man nach Art solcher Provinzen, wo Mangel an Land ist, durch Canäle, umpflügen und Fleiß selbige nutzbar machen wolte. Wir haben andere Ländereyen, die wir wüste nennen, weil sie nicht Heuschläge und nicht-Felder sind, da sie doch beydes, oder eins von beyden seyn könnten.

Der Name Buschland ist bekannt, es bestehet solches in gewissen zu Korn-Feldern tauglichen Stücken, welche der Hof oder die Bauern ausser den Brust-Aekern bearbeiten und nutzen können. Über dieses finden wir an einigen Orten noch vieles, welches zwar in der Chartre nicht als Buschland, sondern etwa nur als Weide oder Wald angezeigt ist; aber wenn man es gehörig zubereitet hat, so zeigt der Erfolg, daß es reichliche Korn-Ernten giebt.

Es würde mich ganz von meinem Zweck entfernen, wenn ich von den Proben reden wolte, welche man zu widerholten Mahlen mit einem dem

Anscheine nach elenden, morastigen und untauglichen Land angestellt hat, welches durch Abhauung der Bäume, die es beschatteten, durch Ableitung des Wassers, welches ihm keine Festigkeit gestattete, durch umpflügen und andere ökonomische Kunstgriffe, bis zum Erstaunen fruchtbar geworden ist. Auch die Anlegung neuer Heuschläge will ich mit Stillschweigen übergehen, und blos bey den Ländereyen stehen bleiben; welche man zum Kornbau bestimmt, es sey nun, daß sie schon als Buschland angeschlagen und angezeigt worden, oder daß man aus Gründen und durch Versuche ein niemals gebrauchtes Stück besäen will; alles dieses zusammen, es mag seit der Pest oder nur seit wenigen Jahren ohngerührt gelegen haben, wenn es nur Korn tragen kan, wollen wir unter dem Namen wüster Länder begreifen.

In Piesland sind wir eben nicht um Viehweide verlegen, es tan-  
gen auch nicht alle Länder dazu, sonderlich wenn sie mit Strauch stark  
bewachsen sind; daher haben wir von wüsten Ländern insgemein gar kei-  
nen Nutzen. Sorgsamem Wirthen entwischet nicht leicht ein möglicher  
Vorthail, sie pflügen daher auch jährlich ein gewisses Stück wüstes Land  
auf und bearbeiten es; dieses nennen wir neues Land; ist dieses uns  
gut gelegen und ergiebig, so behalten wir es bey, und ziehen es in un-  
sere Brust-Äcker; das andere lassen wir, nachdem es etliche mal genu-  
het worden, wieder liegen, bis wir selbst, oder unsere Nachkommen,  
nach etlichen Jahren solches von neuen aufnehmen und tragbar machen.  
Dieses ist eigentlich der Zweck des Buschlandes, und die Art selbiges zu nu-  
hen. Entfernt dieses zu tadlen, wünsche ich, so oft ich unbearbeitetes Land  
sehe, meinen Landes-Leuten allezeit eine glückliche Bevölkerung und Ver-  
mehrung. Die Erde ist niemals undankbar, wenn wir sie bauen. Et-  
ne jede wüste Gegend zeigt von einem Mangel an Menschen. Wenn  
es der Vorsicht gefällt, uns ferner vor der schädlichen Pest zu bewahren,  
welche nun, seitdem wir unter dem sanften Russischen Zepter leben, von  
uns entfernt gewesen ist, so ist zu hoffen, daß eine beförderte Kinder-  
zeugung den Mangel bald ersetzen wird. In dem Revalschen Gouver-  
nement sind einige Güter bereits hinlänglich, oder doch ziemlich mit  
Menschen besetzt, und da findet man auch keine oder wenige wüste Län-  
der.

der. In dem Dörptschen Kreis ist der Mangel noch sehr merklich, es wäre denn, daß man die Gegend von Karolen u. s. w. ausnehmen wolte. Die Vermehrung der Menschen bringt eine Vermehrung der Bedürfnisse mit sich, diese erzeuget einen ausgebreitetern Fleis. In dieser Aussicht kan vielleicht dereinst das Volk, das nach uns geböhren wird, nicht nur alle wüste Länder, sondern wol gar auch Moräste zu beständig tragenden Korn = Auen umschaffen. Doch so lange wir noch wüste Länder haben, verlohnet es sich wohl der Mühe zu untersuchen, durch welche von allen bisher gewöhnlichen Arten die beste Fruchtbarkeit und der größte Nutzen erlanget werden kan, wenn wir sie besäen wollen.

Das Pflügen ist nicht allein hinreichend das Land fruchtbar zu machen; daß auch eine Art von Düngung erfordert werde, ist etwas bekantes. Um künstliche Düngungen hat man sich in Liefland noch nicht sonderlich bekümmert; diese sind auch meistentheils mühsam oder kostbar anzuschaffen. Die Düngung, welche wir aus unsern Viehställen nehmen ist die älteste, gewöhnlichste und beste; aber leider ist sie nicht so hinreichend als wir wünschen. Kaum bestreiten wir unsere Brust = Felder damit so, daß wir alle Jahre die Hälfte der einen Lotte düngen, und nach 6 Jahren von vorne anfangen, aber auf neue Länder zu führen behalten wir nichts übrig. Diese brauchen wir besonders deswegen, damit wir in der Düngung etwas gewinnen mögen. Die Vieh = Seuche, welche uns seit verschiedenen Jahren bald in diesem, bald in jenem Kreise heimgesucht hat, setz uns ohnedem schon sehr oft in Ansehung der Brust = Acker in Verlegenheit; wir müssen also ein Hülfsmittel haben, Länder fruchtbar zu machen ohne daß wir sie aus unsern Viehställen düngen. Dieses ist in Liefland ein dreifaches, nemlich man säuret, oder man rödet oder man macht Kütis. Jede dieser drey Arten hat ihre eigene Regeln, Kunstgriffe, Beschwerden und Vortheile. Sollen wir diese aus ökonomischen Schriften lernen, welche uns bisher von Ausländern sind geliefert worden, so werden wir oft ganze Bücher durchsuchen, und doch wenig, in den meisten gar nichts, zumal von den beyden letzten Arten, finden; Das wenige was die Engländer, und noch eine kleine Wirtenbergische Schrift uns davon nennen, kan uns nur we-

nig aufklären; die Rödungen und Kütisse gehören jetzt nur eigentlich in Piesland zu Hause; in andern Ländern fehlt es an Holz die eine oder die andere Art zu gebrauchen. Von dem Erdbrennen der Engländer werde ich noch unten reden. Nur gedenke ich hier, daß man auch in Amerika eine Art von Rödung gefunden haben soll, da die Wilden nach den ältesten Nachrichten aus jenem Welttheil, trocknes Holz auf ihre Länder ausgebreitet, selbiges angezündet, und dadurch ihre Acker fruchtbar gemacht haben sollen. Jede Provinz hat ihre eigenen ökonomischen Regeln, die sich nach ihren Klima und übrigen Verfassungen richten; aber auch in denen für Piesland geschriebenen Wirtschaftss = Büchern finden wir von diesen drey Arten keinen deutlichen Unterricht, da wir selbigen doch nöthig hätten, indem es Fälle giebt, da uns eine solche Theorie fast unentbehrlich ist.

Besezt unsere Hofs = Felder sind klein, wir wollen neue Stücke dazu nehmen; oder es ist uns ein Stück seit langer Zeit liegen geblieben, wir wollen es wieder aufbrechen, es hat zwar geruhet, es hat etwas Salz aus der Luft an sich gezogen, allein dieses ist noch nicht zu reichend, wir wünschen für unsere Arbeit eine gute Ernte; oder wir wollen eine Hoflage anlegen. Sollen wir ein Dorf sprengen, und durch Versetzung der Bauern in andere Dörfer ihre Felder zu Hofs = Lotten machen, so wird zwar nach der Rigischen Haaken = Rechnungs = Methode unser Gut grösser, aber unsere und unserer Bauern Beschwerde wächst zugleich mit, indem wir nun auch für das gesprengte Dorf, Station, Fourage und dergleichen liefern müssen, und über dieses in Gefahr stehen, daß den versetzten Bauern der Muth entgehen werde auf ihren neuen Stellen gehörigen Fleiß anzuwenden. Freulich trägt ein Dorf welches zur Hoflage gemacht ist mehr ein, als wenn Bauern darauf wohnen; allein, man nehme alles zusammen, wird es wol einem vernünftigen Manne in die Gedanken kommen, alle Bauern abzusetzen und ihre Felder zu Hofs = Aekern zu machen? gewiß nicht; schon oft ist Gütern ein wahrer Nachtheil durch die Versetzung der Bauern erwachsen. Man erwähle wo es möglich ist, einen leichtern Weg, man mache neues Land, und ziehe es in die alten Hofs = Felder, oder wenn es abgelegen ist, so  
richte

sichte man es, wo der Raum es erlaubet, zur Hoflage ein; auf diese Art ist vor einiger Zeit im Bernauischen Kreise mitten im Walde eine sehr einträgliche Hoflage von einem aufmerksamen Wirth weislich angelegt worden. Vielleicht haben wir einzelne Stücke Landes, welche nutzbar seyn würden, allein sie sind zu weit vom Hofe abgelegen, wir können nicht füglich die nöthige Düngung dahin führen. Vielleicht hat uns die schädliche Vieh-Seuche um unser Vieh, und folglich um einen grossen Theil unserer Düngung gebracht, wir können nur auf eine kleine Ernte Rechnung machen, wir suchen diesen Abgang durch neues Land zu ersetzen. Was sollen wir in diesen und vielen andern dergleichen Fällen thun? Sollen wir sären, oder röden oder Kütis machen? Man frage Wirthschaftsverständige, jeder wird nach seiner besondern Meinung einen besondern Rath ertheilen. Es fehlet uns eine hinlängliche Theorie, wir urtheilen bloß nach den wenigen Erfahrungen, die wir bey unserm Gut angestellt haben, zuweilen hindern uns gewisse Vorurtheile auf den rechten Grund zu kommen, und dadurch sind wir nicht selten unserm eigenen Vortheil zuwider.

Ich will versuchen diese drey Arten der Fruchtbarmachung neuer Länder kurz, aber doch so viel sich thun läßt und meine Kräfte zureichen, deutlich aus einander zu setzen; und da ich nicht für Gelehrte, sondern für alle meine Landesleute schreibe, so werde ich alles das sorgfältig vermeiden, was dem grossen Hauffen unverständlich seyn könnte. Je planer eine Wirthschafts-Abhandlung ist, desto allgemeiner ist ihre Brauchbarkeit. Da ich mich aber in ein Feld wage, wo ich eigentlich keine Vorgänger habe, und die Materie welche ich abhandeln will einen grossen Einfluß auf unser Interesse hat, so werde ich zwar alle mögliche Bescheidenheit und Vorsicht anwenden, um nicht etwas auf gerade wohl ohne Beweis anzunehmen; ich werde aber auch von meinen Lesern mit Recht fordern und erwarten können, daß sie einige Nachsicht gegen mich haben, wenn ich etwa hie und da von ihren bisherigen Meinungen abgehen möchte. Schon der Gesichtspunkt, daß ich aus Liebe zu meinen Landesleuten und ihren Untertanen schreibe, wird mich für einer allzu strengen Kritik sicher stellen.

Ehe ich zu dieser Untersuchung selbst fortgehe, muß ich vorher der unterschiedenen Erdarten; oder des mancherley Bodens und Landes gedenken, welches wir besäen wollen.

Das Land welches wir bearbeiten, ist entweder sandig, oder leimig, oder erdig. Das ist die Haupt Eintheilung welche man allgemein annimmt. Der Sand begreift zugleich den Grand, Grauß und Steine unter sich, seine Art ist, daß er sehr locker und ohne Festigkeit ist. Von dem Leim giebt es verschiedene Arten, die sich durch ihre Farbe und mancherley Nugharkeit unterscheiden, alle aber kommen ihrer Natur nach überein, denn sie sind sehr zähe und haben viel Säure in sich. Die Erde ist das vorzüglichste und zur Fruchtbareit das geschickteste. Aus diesen dreuen entspringen sehr viele Nebenarten von Land, je nachdem die dreu Haupttheile mit einander nach gewissen Verhältnissen vermischt sind. Es giebt Felder die aus Erde und Leim, oder Sand und Erde, oder allen dreuen zusammen gesetzt sind; zuweilen ist die Mischung so, daß von einem mehr, dem andern weniger, zuweilen aber so, daß von allen dreuen gleich viel vorhanden ist. Ich will gar nicht, daß ein jeder Wirth weitläufige Versuche anstellen, und die Beschaffenheit seines Korn-Bodens kunstmäßig erforschen solle. Es ist genug, wenn er nur ohngefähr weiß ob in dem Stück, welches er bearbeiten will der Sand, oder der Leim, oder die Erde die Oberhand hat: und dieses lehret schon der Augenschein. Ich übergehe also ohne Bedenken diejenigen Kennzeichen, welche man zu Erforschung des Bodens insgemein anzugeben pflegt. Die gewöhnlichsten sind, welche man aus den Bäumen oder Pflanzen nimmt, welche das Land hervor treibt; sie sind ohnedem nicht allezeit ohne alle Schwierigkeit.

Wo mehr Erde als Sand und Leim gefunden wird, da ist gut Land, es läßt sich zu allem brauchen, seine Bestimmung ist Pflanzen und Getreide hervor zu bringen. Aber es giebt auch Land wo mehr Leim oder Sand als Erde ist, dieses nennet man insgemein schlechten Korn-Boden, nicht etwa als wenn gar kein Korn darauf wüchse, sondern weil nicht alles Korn und auch nicht in allen Jahren auf selbigem gut gedeien

gedeien will. So wächst in sandigtem Land selten gute Gerste, ansser in nassen Jahren; dem leimigten Lande thut bald die grosse Hitze, bald die grosse Nässe Schaden; dahingegen ein Land welches viel Erde hat, auch der schlechten Witterung trotz bietet.

Wenn nun jemand ein Stück neues Land aufnimmt, so muß er wissen, wie er dieses fruchtbar machen soll? Dieses geschieht entweder durch brennen, und daraus entstehen Kütisse und Rödungen; oder es geschieht durch Faulen, dieses giebt das gesäuerte Land. Welches dem andern vorzuziehen sey, soll in dieser Abhandlung nach Gründen, die durch Erfahrungen unterstützt sind, entschieden werden; die Beschaffenheit des Bodens müssen wir dabey niem.als aus den Augen lassen.

Nunmehr wollen wir der Sache näher kommen; die Ordnung erfordert, daß wir ein jedes genau beschreiben, und dieses um so viel mehr da man einige liefländische Landwirthe, oder die sich wenigstens dafür ausgeben, antrifft, welche nicht allezeit einen vollständigen Begriff, zumahl von Kütissen und Rödungen haben; viele verwechseln oft beides mit einander. Wir machen den Anfang

### Vom gesäuerten Lande:

Wenn man ein Stück wüstes Land aufpflüget, und selbiges eine zeitlang liegen läßt, bis durch öfteres pflügen und eggen die Erde mürbe und die Stücke klein gemacht sind, durch das Faulen der Gras-Wurzeln und Anziehen des Luft-Salzes aber selbige fruchtbar gemacht ist, so nennet man dieses: Das Land säuren. Je länger das Land auf diese Art faulet, je mehrmale es umgepflüget worden, desto mehr wird es gebessert und fruchtbar gemacht, denn desto mehr kommt Düngung aus der Luft dazu. Hieraus ist schon offenbar, daß Zeit, viel Arbeit und Gedult erfordert wird ehe man die Belohnung seiner Mühe ernten kan. Sobald man sich übereilt, so ist der Vortheil geringe, oder die Arbeit ganz verlohren. Es haben zwar einige die Meinung, daß man auch aus gesäuerten Land sehr bald Nutzen ziehen könne; sie lassen nemlich

lich bey dem ersten Pflügen die Torf = Stücke gut umwenden, und nach dem solche etwas abgetrocknet sind, Lein = Saamen darauf streuen, alsden mit einer Egge von Gränen = Zweigen, so wie man sie bey Kuttissen gebraucht, ganz leicht darüber ziehen, damit sich ein wenig trockne Erde von der aufwärts gekehrten Seite der Rasen = Stücke losreisse und die Lein = Saat bedecke, welches aber behutsam geschehen muß, damit die Rasen = Stücke nicht gar umgeworffen werden, weil selbige sonst die Saat ersticken. Allein obgleich auf diese Art Flachs wächst, so habe ich doch durch eigene und vieler andern Erfahrung gefunden, daß er nicht so gut gedeiет als auf einem in Kultur gehaltenen Brust = Feld, weil die Erde noch ohne Krafft und gleichsam todt ist, bis sie aus der Luft und durch das Faulen, Düngung bekommen hat; über dem ist aber noch hierbey ein größserer Schade, nemlich, der Flachs ziehet die vorhandenen wenigen Kräfte so an sich, daß das Korn, welches wir nachher einsäen, ohnmöglich gut gerathen kan. Andere wollen es besser machen, sie bearbeiten ihr neues Land völlig, und säen Buchweizen hinein, wenn dieser in der Blüte stehet, so pflügen sie alles um, in der Hoffnung, daß die frischen Buchweizen = Stengel durch ihr Faulen das Land locker und kräftig machen werden. Ich glaube wohl, daß sie diesen Zweck erreichen, aber der Buchweizen hat ja auch vorher zu seinem Wachsthum viele Kräfte aus dem Lande gezogen; was aber das sonderbarste dabey ist, so weiß ich nicht, ob man das einen Gewinnst nennen kan, wenn man um ein Korn zu bauen, ein anderes eben so gutes Korn verliehret. Die Arbeit die man an den Buchweizen wendet, der Nutzen den man von diesen hätte haben können, ist augenscheinlich verlohren, und dieses auf ungewisse Hoffnung, denn wer ist Bürge, daß der Roggen oder was wir einsäen wollen gerathen, oder eben so gut gerathen wird, als der Buchweizen, den wir wachsen sehen und nicht ernten. Sollte dieses nicht eine augenscheinliche Verschwendung seyn? Man lasse daher das Land gehörig säuren, bis es durch faulen der Gras = Wurzeln, und aus der Luft ist gedünget worden; oder man unterstütze es aus den Viehställen.

Doch nicht alles Land ist zum säuren geschickt; sandigte Länder treiben wenig Gras, geben wenig Rasen = Stücke, und also wenig Krafft durch

durch das Faulen; das Düng = Salz, welches sich aus der Luft an den Sand anhänget, wird durch jeden Regen in die Tiefe dieses lockern Bodens hinunter geschwület, daher ist von solchem Land durch das Säuren nicht viel gutes zu hoffen. Diese Länder fordern eine starke Düngung. 2) Länder die stark mit Strauch bewachsen sind, haben für sich keine Kraft Korn zu tragen, denn der Strauch fing das Salz auf, was aus der Luft sich ansehen wolte, und zog durch seinen Wachsthum alle vorhandene Kraft an sich; man haue ihn ab, er wird immer von neuem aufwachsen. Die Wurzeln und Stuppen hindern das pflügen, wir bekommen daher wenig Erde, und noch weniger Rasen zum faulen; was soll uns eine gute Ernte geben. Diese Länder taugen eigentlich nicht zum Säuren sondern müssen gebrannt werden, es wäre denn, daß man sehr lange warten, oft pflügen, und alle Holz = Wurzeln sorgfältig heraus reissen wolte. 3) Leim = Länder sind ihrer Natur nach bey Nässe alzu weich, und lassen sich nicht pflügen, bey Dürre alzu hart, und dieses hindert das Faulen. Doch behält die Zähigkeit des Leims das Luft = Salz gut in sich. Aus diesem Grunde kan man zwar Leim = Länder säuren, da sie aber zu dem schlechten Korn = Boden gehören, so werden wir von ihnen auch nur schlechte Ernten erwarten können. Am besten ist, wenn man zu ihrer Lockerkeit Sand, und zu ihrer Düngung Mist auföhret, nur ist Schade, daß das erste viel Arbeit und das andere eine grosse Viehheerde erfordert.

Länder die gute Erde haben sind zu allen, daher auch zum säuren am geschicktesten, sie haben Gras = Wurzeln, sie geben Rasen, sie ziehen Düngsalz aus der Luft an sich, sie behalten selbiges in sich, und eben diese Dinge müssen die Fruchtbarkeit dem gesäuerten Lande geben.

Die Größe der Ernte richtet sich nicht nur nach der Beschaffenheit des Landes und der Zeit, welche man dem Lande zum säuren gelassen hat, sondern auch nach den Umständen, unter welchen sich das Land so lange als es wüste lag, befand. Ich habe ein Stück, auf welchem sehr oft das Vieh weidete, gesäuert, ich bekam zwey gute und; eine etwas schlechtere Ernte davon; dieses würde ich gewiß nicht erhalten haben,

haben, wenn die lange Ruhe und das Vieh ihm nicht viele Düngung mitgetheilet hätte. Ein anderes Stück von eben solchen Boden und Beschaffenheit, wo nur selten Vieh geweidet wurde, bestärkte meine Anmerkung, denn dis gab das erste mahl eine mäfige, das andere mahl aber eine ganz schlechte Ernte. Hieraus folgt die Regel, daß eben so wie Brust-Acker ohne Düngung nicht fruchtbar ist, so verhält es sich auch mit gesäuerten Lande; ist dieses nicht für sich durch die Umstände unter welchen es wüste lag, sehr mächtig, so komme man ihm bey der ersten oder wenigstens bey der zweyten Saat mit Mist, Asche, Mergel oder anderer Düngung zu Hülffe, wenn man selbiges nicht ganz erschöpfen und Arbeit und Saat verlihren will. Düngt man gleich zu der ersten Saat, so wie viele thun, so kan man auf eine gute Ernte Rechnung machen. Dieses ist am meisten nöthig wenn man das gesäuerte Stück mit in die Brust-Acker ziehen will. Ist es aber ein abgelegenes Stück, das lange gernhet hat und an dem nicht viel gelegen ist, da nimmt man denn freilich wohl so lange als man davon etwas nehmen kann, auch ohne Düngung, zu mahl wenn man selbig gern schonen will.

Die erste Ernte von gesäuerten Land ist ohne allen Zweifel die beste, da sie die besten Kräfte aus dem Boden zieht und genießt. Wenn aber auch diese noch so gut ausfällt, so reicht sie doch noch lange nicht an die Hälfte der Ausbeute von gebrannten Lande, denn das, was die belebende Kraft des Ackers ausmacht, wird durch das Säuren an und vor sich nur sparsam erhalten. Die verfaulten Rasen geben Kraft, aber wie geringe und wenig ist diese nicht. Die Luft theilt Salz mit, aber sie ziehet auch wieder dergleichen aus der Erde an sich. Will man aber neu Land machen ohne dem Brust-Feld die Düngung zu entziehen; kan und will man selbiges auch nicht brennen, so bleibt freilich nichts als das Säuren übrig, man beobachtet aber dabey verschiedene auf Gründen und Erfahrungen beruhende Regeln, welche den meisten Land-Wirthen bekant sind; ich will einige davon anführen, nicht um selbige zu lehren, sondern damit diese Abhandlung eine Art eines Ganzen erlange:

1) Das erste Mal pflügt man im Herbst etwan gegen Martini, wenn schon einige Fröste die Gras = Wurzeln mürbe gemacht haben, als denn lassen sie sich am besten durch den Pflug zerreißen und das Anspann ist noch bey Kräfften, da selbiges hingegen bey den schlechten und sparsamen Futter im Frühjahre, sehr matt erscheint.

2) Wo viele harte und starke Gras = Wurzeln, als Quecken und dergleichen vorhanden sind, da braucht man das so genannte Schneid = Eisen, welches bey nahe einer Sense ähnlich sieht. Dieses wird statt der Pflug = Eisen in den Pflug so eingesetzt, daß es die Gras = Wurzeln zerschneidet; dis macht das Pflügen leichter, weil alsdenn der Pflug, statt die Wurzeln erst zu zerreißen, blos die Rasen = Stücke aufhebt und umwendet.

3) In schwerem Lande pflügt man lieber mit Ochsen als Pferden. Wenn aber über dem noch Strauch = Wurzeln in der Erde vorhanden sind, so ist es ein Fehler wenn man mit Pferden pflügen will; denn da diese hitzig anziehen, so heben sie den Pflug leicht aus, folglich wird die Erde nicht gehörig umgerissen; oder sie zerbrechen den Pflug, da denn durch das bessern viele Zeit verlohren wird; oder sie können sich selbst an der Brust wund ziehen und verderben. Der langsame Ochs bricht die Erde, hebt Rasen = Stücke ja so gar die Baum = Wurzeln auf, und dadurch wird nicht nur das Faulen und Säuren befördert, sondern auch der starcke Nachwuchs gehindert. Billig müssen diejenigen Wurzeln welche der Pflug nicht aushebet, mit Beilen ausgehauen werden, weil sonst der beständige Nachschuß unvermeidlich ist. Wo viele solche Wurzeln sind, da gehet das Pflügen sehr langsam, fünf Anspann werden alsden kaum so viel aufbrechen als ein Pflug im Brust = Acker.

4) Den folgenden Sommer wird das Land wenigstens zweymal gepflüget und geegget; da aber die Zeit von einem Jahr zum Säuren nicht hinreichend ist, so darf die Saat im Herbst noch nicht geschehen. Feld = Ufern wo oft Düngung hinfällt, und Stücke wo das Vieh oft geweidet worden, geben auch wohl gutes Korn, wenn sie nur ein halbes Jahr säuren.

5) Man suchet sorgfältig zu vermeiden, daß das Gras nicht Ueberhand bekomme und das Land entkräfte, daher läßt man das Bief und sonderlich die Schweine oft dahin treiben, und über dem gehörig pflügen; ersteres giebt Düngung, letzteres macht das Land mürbe

6) Ehe man die Saat verrichtet, müssen billig alle Torf- oder Rasen-Stücke völlig aus einander gerissen und gefault seyn; sind deren noch viele vorhanden, so ist es ein Zeichen daß das Land nicht lange genug gesäuert hat. Es kan auch alsdenn keine sonderliche Ernte erfolgen; denn sind sie groß und man läßt sie liegen, so ersticken sie die Saat und breiten ihre Wurzeln bald auch zum Schaden des nicht erstickten Korns, aus; lieft man sie zusammen und setzt sie auf Hauffen, so wie einige die Gewohnheit haben, so faulen sie zwar nach und nach in den Hauffen, allein eben dadurch wird zugleich dem Felde ein großer Zuwachs seiner Krafft genommen, indem weder die Wurzeln durch ihr Faulen, noch das Luft-Salz welches an diesen Stücken siht, dem Lande eine Düngung giebt. Nur in dem einzigen Fall, wenn das Feld nemlich sehr mächtig ist, kan man die versaulten Rasen-Stücke in Hauffen setzen und alsden das darauf folgende Jahr wieder ausbreiten, da sie denn zu einer neuen Düngung dienen. Gesäuertes Land ist ohne Düngung niemahls zu mächtig. Ich mache hier noch eine Anmerkung. In Küt-tissen kan man ohne Gefahr die übrig gebliebenen Stücke in Hauffen setzen, denn durch das Brennen ist dem Lande Krafft genug mitgetheilet worden; aber einige haben die Art auch auf Brust-Feldern, sonderlich bey der Gersten Saat, die Stücke zusammen zu lesen, weil, wie sie glauben, die Saat sonst durch sie erstickt würde. Allein ein in Kultur gehaltener Brust-Acker giebt keine allzugrossen Stücke, und das keimende Korn windet sich auch unter den darauf liegenden Stücken seitwärts empor. Es ist diese Arbeit also unnöthig; sie kan über dis auch schädlich seyn, denn an den Sücken hängt einige Krafft, welche der Acker zu Zengung der Gerste, die ihn mehr als Roggen aussauget, nöthig hat; wo ein solcher Hauffen aufgesetzt wird, da geht die Saat augenscheinlich verlohren und kan nichts wachsen; bey durren Jahren entzieht man sich durch diese Hauffen einen wahren Vortheil, denn wären die Stücke

ke hie und da zerstreuet liegen geblieben, so hätten sie das Korn und dessen Keimen beschattet und ein alzugroßes Austrocknen verhütet; daher glaube ich, daß es eine oeconomische Klugheit sey, nur sparsam, und wo es die höchste Noth erfordert, solche Hauffen auf Brust = Aekern zusammen lesen zu lassen.

7) Ist das Land nicht vorzüglich stark, so säet man nicht Gerste, sondern Roggen und hernach Haber oder ein ander Korn, welches nicht zu viel Kraft nimmt, hinein; weil man sonst mit einer Ernte das Land ganz entkräftigen möchte, und so hätte man nach langen Warten und vieler Arbeit nur wenig Nutzen.

8) So wie man auf Brust = Feldern nicht einerley Korn zwey mal hinter einander auf eben das Stück säet, weil dieses das Land sehr schwächet, so gilt dis noch mehr im gesäuerten Acker. Jede Art von Korn ziehet die Kräfte an sich die ihr gemäß sind. Daher ist es eine Erfahrung, welche der bekante Erfurtische Oekonom Herr Reichard und viele andere angemerkt haben, daß man ein gutes Land ohne es dazwischen zu düngen, lange Zeit nutzen kan, wenn man nur alle Jahr ein anderes Korn darauf säet.

9) Bey der ganzen Zubereitung des gesäuerten Landes scheint es nöthig zu seyn dahin zu sehen, daß nicht zu tief gepflüget werde. Die untere Erde ist tod und ohne Kraft, nur die oberste Schicht hat Düngung aus der Luft empfangen, kommt diese zu tief hinunter so kan sie nicht nutzbar seyn. Dieses haben einige auf ihren Brust = Feld erfahren, da sie mit einmal tief zu pflügen befohlen, aber eben dadurch statt der guten, eine schlechte Erde oben bekamen, und ihr Land auf viele Jahre verderbten. Eben daher pflegen Gärtner, wenn sie einen Baum versetzen, nicht diejenige Erde welche sie von unter ausgruben, sondern eine gute, lange an der Luft gelegene fruchtbare Erde auf die Baum = Wurzeln zu werffen, damit diese gleich Nahrung an sich ziehen können. Eben dieses gilt von den Wurzeln der Korn = Pflanze.

Ueberhaupt zeigen die angegebenen Gründe, und die Erfahrung bestätigt es, daß je besser der Boden, je länger er geruhet, je mehr er gesaulet, je öfterer er bearbeitet worden ebe die Saat geschiehet, desto besser wird die Ernte seyn. Von magern Ländern, man säure sie noch so gut, läßt sich nicht viel Vortheil hoffen, es sey denn, daß man sie vorher durch aufgeführte Düngung verbessert hat.

### Von Rödungen:

Rödungen können nur da gemacht werden wo viel Holz ist, in Gegenden wo dieses mangelt sind sie unbekannt. Man hauet ein Stück Wald oder dicht gewachsenen Strauch kahl herunter, läßt selbigen ausgebreitet so lange liegen bis er ganz trocken ist, alsdenn zündet man selbigen an dem einen Ende so an, daß die Flamme von dem Wind über das ganze Stück getrieben wird und immer weiter fortrücket, und nachdem es alles gehörig abgebrannt worden, besäet man es und pflügt die Saat unter, so ist die Rödung fertig. Man hat also in Ansehung des pflügens vor dem gesauerten Lande viel voraus, da die Rödungen nur einmal, nemlich wenn schon gesäet ist, gepflüget werden. Allein desto mehr Arbeit ist bey dem Hauen und Brennen. Zwar bey Strauchhauen gehet es hurtig, dieser trocknet auch bald und brennet gut; aber liegt er nicht hoch über einander, so entstehet nicht viel Asche zur Düngung, von welcher ohnedem ein Theil in die Luft verfliehet, man hat also keinen groien Vortheil zu erwarten; liegt der Strauch sehr dünne, so taugt es gar nicht zu Rödung, weil es entweder gar nicht recht brennet oder doch die Erde nicht gehörig mürbe macht, indem das Rödungs-Feuer von oben nach unten wirken muß. Wald giebt die beste Rödung, aber dis verarößert auch die Arbeit, große Bäume sind mühsam abzuhauen, das grobe Holz muß ausgehauen und hinweg geschafft werden, weil es nicht verbrennet; stößt unsere Rödung überdem an einen nahestehenden Wald, so müssen nach den Landes-Berordnungen zwischen diesem und der Rödung, Graben gezogen werden, damit die Rödungs-Flamme den Wald, zumahl bey großer Dürre, nicht ergreiffe und zu unsern und unserer Nachbarn größten Nachtheil ruinit, so wie schon oft zu großen Schaden des Landes geschehen ist. Doch

Doch dieses ist nicht die einzige Unbequemlichkeit der Rödungen, es giebt deren noch mehrere. Eine ist, daß es bloß auf das Wetter ankommt, ob man die Rödung abbrennen und besäen kan. Ist die Witterung regnigt, so brennt das Holz nicht; ist großer Sturm, so verliethret man viel Asche, die doch eigentlich die Düngung seyn soll. Die Zeit des Abbrennens muß aber genau beobachtet werden, weil man gleich die Saat einstreuen muß, wenn gleichsam das Land noch einige Wärme von dem Brennen in sich hat. Brennt man nun zu früh, zumahl im Herbst zu Weizen-Saat, so wächst dieser vor dem Winter zu groß, man waqt die ganze Ernte; spät brennen ist auch nicht gut, besonders im Frühling, weil die Halmen zu geil in die Höhe wachsen und kein Korn ansetzen, oder wenn sich auch Korn ansetzt, solches doch bey früh einfallenden Herbst-Frösten nicht reiff wird. Eine andere Unbequemlichkeit ist für die, welche das Abbrennen verrichten, daher der Herr von Fischer, welcher in seinem Liesländischen-Land-Wirtschafts-Buche dieser Arbeit, doch nur sehr kürzlich und unvollständig gedenkt, von dem Bauer sagt, daß er bey Rödungs-Brennen wie ein Salamander im Feuer wandern müsse. Denn es bleiben immer einige ohnverbrannte Holz-Stücke nach, diese müssen auf die fortrückende Flamme so lange geworfen werden, bis sie verbrennen. Was dennoch übrig bleibt, das muß rein abgelesen und bey Seite geschafft werden, damit es das Einflügen und Wachstum des Kornes nicht hindere. Die Bauern pflegen dieses übrig gebliebene grobe Holz zu Rütts-Holz zu hauen, oder sie machen daraus einen Zaun um ihre Rödung.

Je länger das gefällte Holz auf dem Lande liegt, desto mehr wird es gedöhnet, desto lockerer und mürber wird die Erde bey dem Brennen; daher geschiehet es zuweilen, zumahl wo viele Gräncen Bäume sind, daß das Einflügen der Saat ohne Pflug-Eisen, bloß mit der hölzernen Gabel an welcher selbige befestiget waren, geschehen kan.

Je trockner das Holz ist, desto besser brennt es. Ein kleiner Wind wehet etwas Asche hinweg, aber er erleichtert das Brennen und treibt die Flamme. Fällt bey dem Brennen ein Regen ein, so wird vieles verdorben,

dorben, ober die Einsaat gar unmöglich. Alzuhartes Holz brennt nicht gut, Birken und Gränen sind die geschicktesten Rödungs-Bäume.

Das gefällte Holz böhnet die Erde, das Brennen erwärmet sie und macht sie locker, durch die Asche wird, wie jedermann weiß, dieselbe gedünget; es ist daher ganz natürlich, daß eine gut abgebrannte Rödung eine reiche Ernte geben müsse, wie man denn wohl de 16 te bis 20 ste Korn bauen kan. Einige haben noch grössere Ernten gethan; man hat aber nicht nur eine, sondern zwey, auch wohl drey gute Ernten zu hoffen, zumahl wenn ein guter Boden da ist; Rödungen sind daher den Kleeren viel einträglicher als gesäuertes Land.

Doch wir müssen alles in Anschlag bringen. Die erste Ernte ist nothwendig die ergiebigste, die folgenden sind geringer, überdem dürfen wir nicht vergessen 1,) daß Rödungen meistens fleckweis stehen, denn wo wenig Holz liegt da kan nicht viel wachsen. 2,) der beständige Nachwuchs des Strauchs macht uns oft neue Arbeit und verdränget vieles Korn. 3,) wir verlieren sehr viel Wald, indem wir zuweilen Bäume herunter hauen die kaum in 40 Jahren wieder so groß wachsen. 5,) das Land können wir nicht nehmen wo wir wollen, sondern da wo Wald stehet, denn wolte man von andern Stellen so viel Holz auf ein Stück zusammen führen als die Rödung erfordert, so würde die Ernte kaum die Arbeit ersetzen. 6,) mehr als drey Ernten kan man nicht füglich nehmen, weil alsdenn die Krafft größtentheils ausgebraucht ist, niht man mehr, so wird der Schaden in der Zeitfolge desto grösser, denn es werden ohnedem wohl 20 Jahre erfordert eber auf solchen Lande wieder guter Strauch wachsen kan; würde man es zu lange ausbrauchen, so leiden die Holz-Wurzeln zu viel, und woher solte alsdenn ein neuer Strauch hervor kommen?

Rödungen sind daher nur denenjenigen anzurathen, die in großen Wäldern wohnen und Holz genung haben, überdem aber alle ihre Felder aus Wald machen müssen. In Wald-Gegenden mißlingt das Korn öfter als auf Flächen, denn Sonne und Luft kan nicht frey genug

ung hindurch streichen und wirken; die Klugheit befiehlt daher so weit als möglich ist den Wald von den Feldern zu entfernen; man halte sich aber dadurch schavlos, daß man den niedergehauenen Wald rödet, und nachdem man ihn etliche mal genuzet hat, zu Heuschlägen oder Viehweide liegen läßt, so gewinnet man Raum, Luft und gutes Korn. Da auch unsere zur Holz = Verschwendung sehr geneigten Bauern gewohnt sind, alle Zweige sowohl, als das Lagerholz in dem Walde ohngerührt liegen zu lassen, hierdurch aber der Nachwuchs der Bäume eingesehentlich gehindert und der Wald ruiniert wird; so kan man dem Wald dadurch reinigen, daß man ein zu Brenn = oder Bauholz ausgehauenes Stück, wo es angehet, zu Rödung abbrennt, so wird das was unnütz und verfault wäre, genuzt, dem Wald geholfen, und die Mühe des Reinigens durch das gebauete Korn bezahlt; nach einigen Jahren wird das Holz desto besser wachsen. Doch dis gehet nicht bey allen Stellen an.

Rödungen sind aber denen zu widerrathen, welche nicht übrig viel Holz haben, und auf andere Art ihre Felder erweitern und verbessern können. Den wenigen Wald herunter hauen, um aus einer Rödung ein paar gute Ernten zu bekommen, heist dem Gut einen unersetzlichen Schaden zufügen, zumal da, wo man auch Balken mit abhauen muß.

Welches Land und was für ein Boden von den drey angegebenen Arten wird sich wohl am besten zu Rödung schicken? Diese Frage müssen wir erörtern. Der angeführte Herr von Fischer sagt, daß nicht ein niedriger und nasser, ingleichen ein sandigter Boden, sondern ein erhabener und wohl begrasteter Busch guten Rödungs = Acker gebe. Ob ich gleich seine Meinung nicht bestreiten will, so scheint es mir doch daß man bey Rödungen nicht gar zu sorgfältig auf den Boden des Landes sehen müsse und könne. In Wald = Gegenden soll man eigentlich Rödungen machen, da muß man vornemlich die Fläche zu gewinnen suchen, und solglich die nähesten und bequemsten Stücke nehmen. Auf sandigten Boden wächst auch Korn, hat man 2 bis 3 Ernten erhalten,

so lasse man es liegen, und von neuen mit Strauch bewachsen. Die meisten waldigten Gegenden liegen etwas niedrig, und scheinen eben dadurch, daß sie durch den Wald beschattet werden wässericht zu seyn; haut man diesen aber ab, so werden sie trocken. Es giebt Stellen die man gern röden wolte, aber der Morast hindert uns im Sommer dahin zu kommen; wir müssen also nur solche Stücke suchen zu denen man bey allen Jahreszeiten kommen kan, um sie zu bearbeiten; und endlich wo Holz genug ist, da erwächst durch die Rödung allezeit ein Vortheil, wiewohl auch das Korn nicht eben sonderlich auf selbigen gedeihet, denn wir bekommen Fläche, oder Heuschlag, oder offene Viehweide, jedes von diesen kan dem Gut sehr nützlich seyn.

Wenn man siehet, daß ein Rödnungs-Acker gut Land hat und fruchtbar ist, so kan man ihn, wenn man die Felder erweitern will, in die Brust-Acker ziehen, doch muß man ihm durch Düngung zu Hülffe kommen ehe er ganz von Kräften erschöpft ist.

Ausser der angezeigten Art der Rödung, giebt es noch eine, die sonderlich in Curland und Lettland, auch in einigen andern Distrikten von Tiefland, da wo der Strauch nicht sehr dicht stehet, gebräuchlich ist; nemlich man breitet den abgehauenen Strauch nicht aus, sondern legt ihn in lange Hauffen, zwischen welchen ein Raum leer gelassen wird. Die leeren Räume zwischen den Hauffen pflüget man um, damit sie durch das Faulen einige Nützigkeit bekommen, dahingegen das, was unter dem Hauffen liegt durch selbigen gehöhnet wird. Wenn man es nun abbrennen will, so wird ein Hauffen nach dem andern angezündet, und wenn er mitten in der Flamme steht, umgeworffen, damit das Feuer auf die gepflügten dazwischen liegenden leeren Räume falle, und diese hierdurch von dem Feuer sowohl als der Asche fruchtbar werden mögen. Hierbey ist etwas mehrere Arbeit aber ein geringerer Vortheil, weil wenig Feuer und wenig Asche, auch nur wenig Fruchtbarkeit zu wege bringen kan. Andere erwählen daher eine andere Art, sonderlich habe ich dieses bey Bauer-Rödnungen gefunden, nemlich wo der Strauch nicht dicht genug, und nicht zur Rödung hinreichend ist, da pflügen sie die

Stellen

Stellen wo der Strauch feilet zwischen der Rödung oder denen besagten Strauch-Hauffen, und brennen sie zu Kütis, welches, da die Wärme und die Asche hierdurch vermehret wird, freilich auch grössere Ernten giebt. Diese Methode ist daher nicht zu verachten, doch würde es überflüssig seyn, besonders davon zu handeln, denn da sie aus Rödung und Kütis zusammen gesetzt ist, so kan man alles das darauf anwenden, was bereits ist gesagt worden, oder noch von den Kütis weiter unten vorkommen wird.

Verschiedene erfahrene Landwirthe haben noch von den Rödungen angemerkt, 1) daß sie sehr dünne muß besäet werden, damit durch die Dichtigkeit das Wachstum und Ausbreitung der Korn-Pflanzen nicht gehindert werde. Einige säen auf eine Stelle von drey Loof nur einen einzigen aus, solqlich gewinnt man auch in Ansehung der Ausfaat. 2) Wenn man Rödungs-Acker zum zweyten mahl besäet, so muß die Saat eben so dick als auf Brust-Feld ausgestreuet werden, weil die beste Kraft schon dahin ist. 3) Will man drey Ernten nehmen, so muß nur einmal Gerste darunter seyn, weil diese das Land sehr aussauget. 4) Gute Rödungen geben auch wohl das 4te, oder gar das 5te Korn, sonderlich wenn es Haber ist; wer aber aus seinen Rödungs-Acker Heuschlag oder Viehweide machen will, oder wem es darum zu thun ist, daß der Strauch bald wieder nachwachsen soll, dem ist zu rathen, daß er mit seinen Ernten nicht zu geizig ist, weil er sonst in Gefahr stehet, das Land so zu erschöpfen, daß viele Jahre erfordert werden, ehe wieder gutes Gras oder etwas Strauch auf selbigen wachsen kan.

Von alle dem was bisher ist gesagt worden, kan man die Beweise im Dörpfchen, und fast noch mehr im Pernauschen Kreise, wo häufige Rödungen und Kütisse gemacht werden, mit Augen sehen.

Da die Rödungen eine grosse Menge Holz, und oft ganze Wälder hinweg nehmen, so füge ich hier noch eine Erinnerung bey, indem ich mich an die Stelle des Publikums setze. Das Land läßt es sich

ganz willig gefallen, im Frühjahre und Herbst eine ganz mit Rödungs- und Küttris-Krauch angefüllte Luft zu athmen; dafür muß auch billig dem Lande erlaubt seyn von allen denen, welche Rödungen machen, zu fordern, daß sie bey diesem für ihre Akeren so einträglichen Dremmen, niemals vergessen, daß das Holz in allen Welttheilen ein nöthiger Artikel, in kalten Ländern aber, so wie besonders in Liefland das erste Bedürfnis, und inwendlicher als Brod sey. Wodenn erst ist der Landwirth recht groß, wenn er als Patriot denkt, der seinen Vortheil verachtet, wenn er nicht in die Reihe der Vortheile des Ganzen paßt. Oder vielleicht klingt dieses zu hart; tausend Gründe können einen Erbherrn bewegen, mit seinen Wäldern, wenn sie auch groß genug sind, sparsam umzugehen. Wie geringe ist der Vortheil den wir von einem Balken haben der halb verbrannt aus unserer Rödung weggetragen, oder vielmehr zu ewiger Unbrauchbarkeit, zum verfaulen weggeworfen wird. Aber was für Gewinn könnte uns oder unsern Nachkommen erwachsen, wenn dieser Baum zu einer gehörigen Dicke gewachsen, in Bretter zerschnitten wäre. Ich sage mehr: Wird es wohl ein Sohn dereinst seinem Vater danken, wenn er seines Gutes Einkünfte mit seinem Nachbarn gegen das nöthige Holz theilen muß, weil der Vater zu viel Wirth gewesen, und am seinen Kindern ein Capital zu erwerben, zuviel Rödungen gemacht hat?

Vorsichtige Wirthe verhüten bey dem Rödungs-Dremmen einen zu befürchtenden Holz-Mangel auf ihren Gütern; indem sie nicht dem Willkür ihres Disponenten überlassen, wo der Wald herunter gehauen werden soll, sondern wo sie am wenigsten brauchbares Holz verlieren; indem sie ihre Rödungen nicht ganz erschöpfen, sondern bey Zeiten ruhen lassen, damit sie sich nach etlichen Jahren in einem neuen Wald umschaffen; indem sie ihre Rödungen bloß nach dem Verhältniß ihres Waldes, nicht aber nach der Größe ihrer Haakenzahl, abmessen; indem sie den Abgang durch andere getroffene gute Einrichtungen und Holz-Ersparungs-Mittel zu ersetzen suchen.

## Vom Kütts:

Küttsse sind in Liefland bekannt, im Dorptschen, Pernauschen und Nevaltschen werden sie häufig gemacht. Da nicht alles wüste Land mit Strauch bewachsen ist, der hinlänglich wäre Rodung zu brennen; der Kütts aber blos von etwas wenigem Strauch, den man überdem von andern Stellen, als Morästen und dergleichen auf das neue Land führet, gemacht werden kan, so ist es kein Wunder, daß auch in Gegenden, wo der Wald ziemlich weit entfernt und nicht eben Holz-Überflus zu spüren ist, doch viele Küttsse gefunden werden; denn es ist eine alte Liefländische Wahrheit, daß Kütts allezeit Korn giebt.

Verschiedene Possessores haben seit einigen Jahren angefangen sich selbst der Küttsse zu enthalten, und selbige auch ihren Bauern zu untersagen; einige um den Holz-mangel zu verhüten, und diese Absicht verdient ein öffentliches Lob; andere, aus Furcht ihr Land auf lange Zeit oder gar auf immer zu verderben. Vorsichtige Erbherrn haben daher auch in ihren Arrende-Contracten entweder allen Kütts ausdrücklich dem Arrendator untersagt, oder ihm doch nur gewisse vestigesezte Loffe jährlich nachgegeben, und lieber mit einer etwas geringern Arrende-Summe vorlieb genommen, als das Küttsmachen dem Willkür ihres Pächters anheim gestellet.

Es gibt aber andere, welche blos deswegen grosse Wirthe sind, weil sie viele Einkünfte aus ihren Gütern haben, von denen ein grosser Theil aus den Küttsen fliesset.

Billig muß man auf alles gehörig Achtung geben, und mit Recht fordert man in dieser Abhandlung gewisse Gründe, nach welchen man den Nutzen der Küttsse im Ganzen bestimmen möge, damit wir weder zum Schaden unsers Gutes etwas antehnehmen, noch einen Vortheil den wir genießen könnten, ohne Ursach entbehren.

So viel ist ausgemacht, daß ein guter Kütts die angewendete Arbeit reichlich belohnet, und die einträglichste Art ist das Feld zu bauen; das 20ste, ja wol gar das 30ste Korn (wie viele versichern) kan man ernten; und ob gleich die erste Ernte die beste ist, so sind dennoch auch die zwey darauf folgenden ergiebiger als vom Brust-Acker, und über dem kan man noch 2, auch wol 3 mittelmässige Ernten von einem Kütts nehmen, ehe man ihn wieder liegen läst. Dies ist die allgemeine Erfahrung derer die Küttsse machen.

Die Freunde der Küttsse behaupten, daß die meisten Buschländer unnütze und ewig wüste liegen würden, wenn man sie nicht zu Küttsen brauchen wolte. Sie sagen: Wo kein dicker Strauch oder Wald ist, da kan man nicht roden; nun sind aber in vielen Gegenden die Buschländer von der Art, daß sie mit einem dünnen Strauch, größtentheils Erlen bewachsen, dieser aber wächst insgemein auf diesen Ländern nicht höher als ohngefähr Mann hoch, alsdenn neigt er sich wieder zum vertrocknen; und eben daher ist aus einem solchen Buschland niemals ein Wald zu erwarten, man schone ihn wie man will. Zu Kütts ist dieser Strauch hinlänglich, aber niemals zu Röbung. Zum Säuren sind solche magere Länder selten tauglich, und wo man sie nicht gehörig mit Mist unterstützen kan, so verlieret man Arbeit und Saat; daher kommt es auch, daß unsere Bauern ihr Buschland durchaus nicht säuren wollen, sie haben zu dieser Arbeit weder hinlängliche Zeit, noch gnugsame Gedult, sie wissen dabey, wie wenig überhaupt die Ausbeute von gesäuertem Land in Vergleich gegen den Kütts sey; und eben daher folget ganz natürlich, daß auf den Gütern, wo der Erbherr seinen Bauern das Küttsbrennen verbietet, diese Bauern von ihren Buschländern, welche ihnen angewiesen sind, und für die sie ihrem Erbherrn gerecht werden müssen, gar keinen Nutzen haben; der Bauer glaubt, daß ein Stück, welches seine Vorfahren von undenklichen Zeiten alle 12 oder 16 Jahr zu Kütts gemacht haben, auch von ihm nicht anders als zu Kütts gebraucht werden könne, weil es ihm, nach etlicher Jahre Ruhe immer wieder gutes Korn giebt. Bey schlechten Jahren, Mißwachs, Viehseuchen und dergleichen steht der Bauer sehr oft in Hungers.

Hungers-Gefahr; seine einzige Rettung ist sein Kütis, der ihm, wenn alles mißlingt, Brod giebt; wie oft würden die, welche in Wäldern und Moräften wohnen, kaum ein halbes Jahr Unterhalt von ihren Brust-Feldern haben, wenn ihnen nicht ihr Kütis zu statten käme. Oft machen grosse Hitze oder grosse Kälte die Gersten-Ernte zweifelhaft, doch der Kütis bietet meistens der Witterung troh, und ersetzt den Mangel. Endlich sehen diese Kütis-Vertheidiger auch dieses hinzu, daß einiges Korn am sichersten auf Kütissen wächst, z. E. Weizen, dieser geräth auf Brust-Feldern nicht in allen Jahren, denn ein gutes Weizen-Jahr hat zuweilen etliche schlechte nach sich, da man kaum die Saat wieder bekommt. In Kütissen hingegen gelingt der Weizen allezeit auch bey schlechten Jahren, wo nicht ganz reichlich, doch immer mässig, man verliert wenigstens niemals die Saat. Dieses ist eine allgemein bekante Erfahrung; von Rödungen läßt sich dieses nicht mit so vieler Zuversicht sagen, und an den wenigsten Orten sind überdem die Rödungen möglich. Die Rüben haben eben diese Art, sie werden auf dem Brust-Acker bitter, klein, von Würmern durchstossen, und wachsen sparsam; Kütisse hingegen geben reichliche Ernten und schöne schmackhafte süsse Rüben. Wie viel glaubt der Bauer in seinem Hause, an seines Leibes und Viehes Bedürfnissen zu verlieren, wenn er nicht Rüben-Kütis machen kan; doch diß beträgt jährlich nicht mehr als höchstens eine Kullmeis-Stelle.

Die bisher erzählten, und viele andere Gründe die man insgemein vorbringt, werden den Kütissen sehr das Wort reden; doch, wenn es gewiß ist, daß sie das Land auf immer, oder wenigstens auf viele Jahre verderben, so sind sie alles Vortheils ohngeachtet dennoch zu verworfen. Aus der Zubereitung müssen wir auf die Folgen desselben schließen.

Kütis kommt ohne Zweifel aus dem Ebstnischen Wort Kütma, (heizen,) weil man das Land dadurch gleichsam heizet; ein brennender Kütis auf dem Felde sieht bey nahe einer Menge dicht bey einander reihweis stehenden kleinen rauchenden Backöfen ähnlich. Das Land

Land wird erst 2, auch wol 3 mal gepflüget; das Brennen geschieht mit Strauch, den man an derselben oder einer andern Stelle haut, in Bunde bindet und zum trocknen in die Höhe stellet; oder man nimmet grobes, in lange Stücke gespaltenes Holz dazu, welches auch sehr trocken seyn muß, daher die Chinesen solches Kuitwak ab nennen. Wenn nun das Land fertig gepflüget, und so viel Holz oder Strauch als nöthig ist auf selbiges geführt worden, so legt man die Bunde in selbst beliebige Reihen, doch so, daß zum bessern Brennen die dünnen Reiser gegen den Wind liegen, alsdenn bedeckt man sie über und über mit Erde, und vornemlich mit den vorhandenen Rasen-Stücken, deren grassigte Stite gegen das Feuer gelegt wird, darauf zündet man das Strauch-Bund an dem schmalen Ende mit Stroh oder Pergel an, und läßt es ohngerührt völlig ausbrennen. Mit dem groben Holz verfähret man eben so, indem man lauter kleine Hauffen von eilichen übereinander gelegten Stücken machet, selbige bedecket und anzündet. So bald es völlig ausgebrannt ist, so samlet man die noch hie und da übrig gebliebene Holz-Stücke, legt sie zusammen, bedecket sie mit eilichen noch vorhandenen Erd-Stücken und zündet sie an, damit alles völlig wegdrenne. Die Asche und die gebrannten Erd-Stücke breitet man mit hölzernen Schauffeln auseinander, damit auch die Stellen fruchtbar werden, welche zwischen den brennenden Hauffen ohn gebrannt geblieben sind, alsdenn besäet man es, im Herbst gemeinlich mit Weizen, im Frühjahr mit Gerste oder Sommer-Weizen.

Von dieser Arbeit ist noch anzumerken 1.) daß man bey dem ersten Pflügen des Landes auch eben das beobachten mag, was bey dem gesäuerten Land ist gesagt worden; 2.) auch Stellen wo gar kein Holz oder Strauch gewachsen ist, können zu Küttis gebrannt werden, weil man das nöthige von andern Stellen herben führen kan. 3.) Vorsichtige Wirths hauen den fehlenden Strauch da, wo ihnen das Abhauen nützlich ist, als wo man Stücke zu Heuschlag oder Viehweide reinigen will, oder aus Morästen, wo der Strauch niemals zu grossen Bäumen wächst und unnütz da stehet, wenn er aber abgehauen wird, bald wieder nachwächst. 4.) Land, welches mit Strauch dicht bewachsen ist,

muß,

muß, ob es gleich beschwerlich ist, rein, gut und öfters gepflüget werden, damit man genug Erde zum Bedecken des Holzes bekomme, und der alzu starke Nachschuß des jungen Strauches etwas gehindert werde, weil sonst viel Korn erstickt würde. 5) Wenn das Land vor dem Brennen durch Bohnen und Fäule einige Mürbigkeit erlangt hat, so werden die grossen Stücke mit leichterer Mühe klein gemacht werden können; je mehr deren sind, desto dichter müssen die Strauch-Bunde zum brennen gelegt werden. 6) Billig müssen die Rasen-Stücke etwas trocken seyn, damit sie nach dem Brennen desto besser aus einander fallen; sind sie feucht, so macht sie das Feuer bloß zähe, sie bleiben zu groß und ersticken die Saat. 7) Einige pflegen eine Höhlung wie einen kleinen Graben zu machen, wo sie das Strauch-Bund einlegen, damit es desto füglicher könne bedeckt werden; wo aber viel Erde ist, da scheint diese Vorsicht nicht eben sehr nöthig zu seyn. Hingegen ist es gut, wenn das Feuer diejenigen Holz-Stuppen berührt, welche hervor stehen und von dem Pflug nicht ausgehoben sind, damit die daran liegende Erde mürbe und fruchtbar, und der Nachwuchs des jungen Strauches etwas gehindert werde. 8) Es ist einerley, ob das Brennen lange oder kurz vor der Saat geschieht, nur muß man die Asche nicht eher ausbreiten bis man säen will, damit der Wind selbige nicht wegwehe; eben daher muß dieselbe auch nicht bey grossem Wind ausgestreuet werden; ist sie ausgebreitet ehe man die Saat sogleich verrichten kan, so thut man wohl, wenn man sie mit der Erde durch den Pflug vermischt. 9) Nach verrichteter Saat werden alle Erdstücke, welche die Egge nicht klein gerissen hat, auf Hauffen zusammen gelesen, ohne daß dem Acker, der durchs Brennen Kraft genug erhalten hat, etwas entgeheth. Bey der andern Saat werden diese Hauffen, welche alsdenn verfault sind, zu einer neuen Düngung ausgebreitet. 10) Das erste mal muß die Saat sehr undichte eingestreuet werden; das zweyte und folgende male saet man so wie auf Brust-Acker. Daß jedesmal der nachgeschossene Strauch abgehauen werden muß, ist leicht zu erachten, da dieser sonst sich bald verbreiten, die Bearbeitung hindern, und das Korn ersticken würde.

Wenn wir diese Arbeit genau ansehen, so werden wir finden, daß sie weit weniger Holz, als die Rödungen wegnehmen, denn diese müssen über und über in einer gewissen Höhe mit Holz bedeckt seyn; zum Kütis nehmen wir nur einzelne Bunde, welche man überdem von andern Stellen holen kan, welches bey Rödung nicht angehet. Kütisse können also an mehreren Orten und mit wenigern Schaden des Gutes in Ansehung des Holzes gemacht werden; hi. gegen fordern sie mehr Zeit und Arbeit als Rödungen; doch dis darf uns nicht abschrecken, unsere Mühe wird reichlich bekohnet. Bey Kütis vereiniget sich alles was fruchtbar macht; das öftere Pflügen macht das Land mürbe, das Verfaulen der Gras- Wurzeln, und Anziehen des Luft- Salzes giebt ihm eine Düngung; das Feuer erwärmet es, die Holz- Pflanzen und Erd- Asche theilt ihm einen hohen Grad der Fruchtreibenden Kraft mit, folglich ist hier alles beyammen, was bey dem Säuren, und bey den Rößen Korn geben muß; wenn man dieses summiret, so ist der Schluß offenbar, daß nur grosse Ernten von Kütis erwart. werden können. Dieses ist eine allgemein bekannte Sache.

Aber kan der Kütis das Land verderben und so entkräften, daß nach etlichen Ernten in langer Zeit, oder gar niemals mehr ein Nutzen davon zu hoffen siehet? Dis ist die grosse Frage, welche einige mit ja, andere mit nein beantworten. Die Sache ist werth, daß wir sie reiflich untersuchen. Wenn das Land durch Kütisbrennen soll verderbt werden, so kan der Grund nicht in dem Pflügen liegen, denn aller Acker wird gepflüget; auch nicht in der Asche, denn in vielen Ländern führet man Asche zur Düngung auf Brust- Felder, bey Rödungen bekommt man auch Asche, und doch sagt man von ihnen nicht, daß sie das Land verderben; die Ursach müssen wir folglich blos in dem Brennen oder dem Feuer suchen. Dieses erwärmt die Erde, allein wir wissen auch, daß ohne Wärme das Korn weder wachsen noch reif werden kan; in kalten Jahren mißlingt unser Getreide sehr oft. Daß aber nicht nur die Sonne, sondern auch eine künstliche Wärme des Feuers das Wachsthum befördere, zeigen die Treibhäuser; daß der Grad der Wärme bey Kütis zu groß sey, wird nicht leicht jemand behaupten der  
erwegt,

erweat, daß das Feuer nicht lange brennt, und daß von einem Strauch-  
 Bund keine außerordentliche Hitze zu erwarten sey. Diese Wärme trock-  
 net die Erdstücke daß sie zerfallen, dis wird aber zu einem jeden guten  
 Korn-Acker erfordert, eben daher sehen wir uns genöthiget unsere Bruch-  
 Felder öfters zu pflügen, wie solte also die beförderte Nürbigkeit dem  
 Lande schaden können? Das Feuer verbrennet die Gras-Wurzeln, al-  
 lein dadurch verbessern wir unser Land, denn wenn wir das Unkraut  
 ausrotten, so wird das Korn rein, und gewinnet desto mehr Raum und  
 Kraft zu wurzeln und sich auszubreiten; die Asche der Gras-Pflanzen  
 ist eben so wenig schädlich, sondern vielmehr eine Düngung. In En-  
 geland und Teutschland, wo man gewiß nach Gründen wirtschaftet,  
 verbrennt man Gras-Wurzeln und Stoppeln auf den Feldern, um sie  
 fruchtbar zu machen. Nun ist noch eine mögliche Wirkung des Feuers  
 übrig, und vielleicht wird diese der wahre Grund zu seyn scheinen, aus  
 welchen der Kütis als landverderblich angesehen werden kan; nemlich:  
 Es kan geschehen, daß das Feuer so stark wird daß es die Erde in Asche  
 oder in einen todten untauglichen Körper verwandelt, der alsdenn nichts  
 mehr tragen kan, wenn die Kraft der Asche durch etliche Ernten ver-  
 braucht ist. Dis hat in der That einigen Schein; es ist aber auch  
 nichts weiter als ein Schein. In Engeland hat man unter andern fol-  
 gende Art Länder zu düngen: Man sticht Rasen-Stücke aus, setzt sel-  
 bige so über einander, daß der Wind gut durchstreichen und selbige aus-  
 trocknen kan, alsdenn zündet man diese mit Heu, Torff, Strauch, oder  
 anderer verbrennlichen Materie an und brennet sie ganz zu Asche, wel-  
 che sie hernach auf dem Lande ausstreuen. Wem dieses nicht bekant  
 ist, der kan es weitläufig beschriben lesen in den Englischen Wirth-  
 schasts-Büchern, davon ich nur eins anführen will, nemlich: Die  
 allgemeine Haushaltungs- und Land-Wissenschaft von ei-  
 ner ökonomischen Gesellschaft in Engeland, wo man im 2 ten  
 Buch, im 2 ten Theil von künstlichen Düngungen Cap. 39, vom  
 Brennen des Landes, das weitere findet. Das Verbrennen der Erde  
 zu Asche kan also nicht schädlich seyn, sondern es ist eine Düngung.  
 Unser Kütis-Feuer ist nicht einmal im Stande die Erde in Asche zu  
 verwandeln; aber gesetzt dis geschehe, so betrifft dieses doch nur den  
 kleinsten

Heinsten Theil, weil wir nur wenig von dem Lande auf die Strauch-  
 Bünde tragen, und auch von diesem bleibt noch ein grosser Theil ohn  
 verbrannt. Folglich ist in der Wärme, der Hitze und dem Feuer kein  
 Grund zu finden, aus welchem wir sagen könnten, daß der Küttis das  
 Land verderbe. Wolten wir endlich glauben, daß auf einmal zu viel  
 Düngung gehäufft werde, daß dadurch das Land einen Schaden leiden  
 könnte, so sehen wir ja, daß auf Küttis nicht etwa bios geile Stengel  
 in die Höhe wachsen, sondern sie tragen viel und gutes Korn, auch bey  
 schlechten Jahren, und überdem etliche Jahre hinter einander. Ob ein  
 anderer Grund vorhanden sey, aus welchem man die Schädlichkeit der  
 Küttisse behaupten kan, ist mir nicht bekannt. Wir wollen die Erfah-  
 rung zu rathe ziehen, und zuerst hören, was die grössten theoretischen  
 Wirthe die wir kennen, ( die Engländer ) sagen; eine Stelle aus dem  
 bereits angeführten Buch wird vieles entscheiden, denn ob sie gleich kei-  
 ne Küttisse machen, so brennen sie doch Erde, welches mit unsern Küt-  
 tissen angezeigter massen grosse Ähnlichkeit hat. In der teutschen Über-  
 setzung dieses Buches pag. 331 wird gesagt, daß die Fruchtbarkeit des  
 Brennens nur 3 Jahre daure, alsdenn aber erschöpft sey, daher müsse  
 man das Land wieder 10 bis 12 Jahre ruhen lassen, ehe man es von  
 neuem brauchen könne. Aber dieses sey keine Folge des Brennens, son-  
 dern es verhalte sich mit der Düngung durch Brennen eben so wie mit  
 der Düngung durch Mist, welche auch nur 3 Jahr dauret, ( in gutem  
 Lande dauret es länger, ) alsdenn aber von neuem gegeben werden muß.  
 Der Unterscheid beruhe blos darinne, daß wenn die 3 fruchtbaren Jahre  
 so der Mist verursacht hat zu Ende sind, so ist das Land im Stande  
 eine andere Düngung wieder anzunehmen; beym Brennen aber geht  
 solches nicht an; das Geheimnis liegt nur darinnen, daß man die Dün-  
 gung dem gebrannten Lande vor Ablauf der 3 Jahre geben muß. Den  
 es ist vor dem Brennen schlecht gewesen, nach dem Brennen trägt es  
 bewundernswürdig, aber es wird in 3 Jahren erschöpft, und nimt als-  
 denn die mässige Düngung des Mists, welche den Abgang nicht genug  
 ersetzen kan, nicht an; aber bey dem 2ten Korn hat es noch Kräfte,  
 da kommt der Mist zu statten, und behütet das Land vor der gänzl-  
 ichen Entkräftung. Mist auf Brust- Feld giebt mässige Fruchtbarkeit,  
 aber

Aber auf dem Lande das vorher nicht schlecht gewesen ist. Bey gebräuterten Lande, wenn es erschöpft ist, gehet es also wie bey Thieren, welche sehr lange gehungert haben, und wenn sie wieder Nahrung bekommen, sterben. So weit das englische Buch, das ich nicht von Wort zu Wort, sondern um den Raum zu gewinnen, nur nach seinem Inhalt anführe.

Darff diese Anmerkung wol auf unsere Küttissen? Was haben wir in Liefland für Proben hievon? Hier muß die Erfahrung reden. In der Gegend wo ich wohne, findet man selten einen Hof der nicht einen grossen Theil seiner Brust = Felder aus Küttis gemacht hat, welche man bey der dritten Saat gedungen, (denn bey der zweyten ist es in gutem Boden zu früh) und auf diese Art aus dem Walde, der vor 20 und mehr Jahren da stand, die schönsten Korn = Felder gemacht hat, welche sich zuweilen etliche Werste weges ohn unterbrochen erstrecken. Die Bauern haben eine andere Erfahrung, sie pflegen ihren Küttis etliche Jahr zu brauchen, so lange als er gutes Korn giebt, denn lassen sie ihn liegen, nach einer Ruhe von ohngefähr 12 Jahren machen sie von eben dem Stück wieder Küttis und verfahren nach eben der Art. Ich überlasse nun meinen Lesern den Ausspruch zu thun, ob Küttis ein Land auf immer, oder auf viele Jahre verderbe, die hergebrachten Gründe und Erfahrungen welche in Liefland und an andern Orten bekannt sind, mögen die Entscheidung geben. Küttis = Land und Brust = Acker haben dieses gemein, daß sie durch langen Gebrauch, wenn man sie nicht gehörig mit Düngung unterstützt, endlich erschöpft werden, so daß kaum ein mageres Gras darauf wachsen will. Von allem diesen wird noch etwas gesagt werden können, wenn man das praktische der Küttisse näher erweget.

Die erste und wichtigste Frage betrifft den Boden, welchen wir zu Küttis nehmen sollen? Asche ist zwar jedem Lande eine Düngung; wird sich aber auch wol das Brennen für jedes Land schicken? Wir haben drey verschiedene Arten des Bodens angegeben, Erde, Leim und Sand, welches von diesen zu Küttisbrennen geschickt sey, soll untersucht werden,

werden, dabey sich von selbst ergibt, daß, was von jedem überhaupt gesagt wird, das gilt auch von ihm in Vermischung mit andern, wenn sie merklich ist. Ein kleiner und fast unmerklicher Theil von Sand oder Leim unter Erde, ist nicht zu achten, da man selten ein Land findet, das seinen Bestand = Theilen nach nicht vermischet seyn sollte,

Erde kan durch Feuer nicht weiter als zu Asche aufgelöst und verwandelt werden. Die Engländer brennen die Erd. zu Asche, die ist schon gesagt worden. Asche ist eine wahre Düngung der Acker. In lauter Asche kan man nicht säen, die Halmen würden sonst zu geil wachsen, nicht feste stehen und das Korn nicht gelingen. Da aber unser Kütts = Feuer höchstens nur einen kleinen Theil der Erde zu Asche brennt, so haben wir nicht zu fürchten, daß Erdartiger Boden kein Kütts = Brennen leide; vielmehr bestätigen die angegebenen Gründe und alle Erfahrungen, daß Küttsisse am reichsten tragen, wenn sie auf einen guten Erdartigen Boden gebrannt sind. Aber bey Leim und Sand ist mehrere Schwierigkeit, denn Feuer kan den Leimen in Steir, und den Sand in Glas verwandeln. Wir müssen daher untersuchen, ob man auch Leim = und Sand = Länder brennen dürfe?

In dem bereits angeführten englischen allgemeinen Haushaltungs- und Landwissenschafts = Buche heist es in dem schon genannten Capitel, daß reiche Boden gar nicht müssen gebrannt werden, daß auch das Brennen für steinigte, kiesichte und kalkichte Boden, auch für solche, die lange Zeit sind bearbeitet worden, nicht gut sey; sondern nur für armelige, unfruchtbare, mit Dinsen besetzte und heidichte Boden, die lange unbearbeitet gelegen haben, (dieses nennen wir mit einem Wort wüstes Land) gehöre. Eben dieses finde ich von Wort zu Wort in dem zu Stuttgart herausgekommenen Physikalisch = ökonomischen Auszügen aus den neuesten und besten Schriften, die zur Naturlehre, Haushaltungskunst etc. gehören, im 4ten Bande, 3tes St. pag. 416. woben zugleich gesagt wird, daß man zur Verbrennung der Rasen auch dörres Reisig, das ist, Strauch brauchen kan, (das ist die Liefländische Art der Küttsisse,) daß der Nutzen dieses Brennens voll-

kommen 3 Jahre daure, alsdann könne man mit Mist, oder einer andern Art von Düngung nachhelfen.

Wir wollen die angegebenen Arten des verschiedenen Bodens, in wie fern er zu Kütten tauglich oder untauglich ist durchgehen, und da in beyden Schriften weder von dem einen noch von dem andern ein Beweis gegeben ist, selbigen aussuchen.

Reiche Boden sind solche, die ohne Düngung und folglich auch ohne Brennen Korn tragen. Bey diesen würde das Brennen überflüssig seyn; das gute bedarf keiner Verbesserung, sondern das schlechte und elende Land. Von unsern wüsten Ländern können wir nicht sagen, daß sie reiche Boden haben, es wäre denn, daß etwa ein Stück, auf welchem das Vieh oft ist geweidet worden, und welches daher schon viele Düngung bekommen hat, darunter verstanden würde. Ein solches kan süglich gesäuret werden. Ob man noch andere Boden in Pief-land habe, welche von Natur reich sind, und ohne alle Düngung Korn geben, das ist mir nicht bekannt.

Länder die lange Zeit sind bearbeitet worden, nennen wir Brust-Felder. Soll man diese brennen? Die Bauern pflegen zuweilen ein Stück Brust-Acker zu brennen, wenn es wegen Mangel an Anspann lange ist liegen geblieben, oder wenn es ihnen an Düngung fehlt, und sie gern guten Weizen bauen wollen. Sie thun dieses aber meistens heimlich, weil wachsame Erbherrn solches nicht gerne leiden. Guten Brust-Acker, der durch Mist Kräfte zum Korntragen hat, zu brennen, ist nicht nur überflüssig, sondern thöricht. Reiche Boden bedürfen keiner solchen Verbesserung. Wenn aber ein Stück in dem Brust-Feld lange Zeit gelegen hat, so ist es als wüstes Land anzusehen, durch das Brennen wird es mürbe und fruchtbar; ich glaube daher, doch ohne jemanden vorzugreifen, daß der Erbherr seinem Bauern wohl erlauben kan ein solches Stück zu brennen, zumal wenn die wenige Düngung des Bauern nicht zureicht selbiges fruchtbar zu machen. Man Sorge nur nicht, daß hieraus böse Folgen kommen möchten.

ten, ein ordentlicher Bauer wird allezeit seinen Brust-Acker mit Mist bedüngen, so weit dieser nur reicht, er bedüngt so gar zuweilen sein Busch-Land. Einige meinen zwar, daß Asche auf ein Land das mit Mist vorher bedungen ist, nicht taugt, weil das Aschen- und Mist-Salz, wenn es zusammen in Vermischung kommt, das Land verderbe. Allein ich sehe zu dieser Meinung keinen Grund, denn beides hat einerley Folgen, es macht fruchtbar, warum sollte es also nicht auch einerley Natur haben und sich zusammen schicken? Überdem legt man nicht beides zugleich auf den Acker, sondern alsdenn, wenn das eine oder das andere keine Wirkung mehr äussert; so wie man Kütis-Länder nach der 2ten oder 3ten Erute ohne Gefahr mit Mist düngt, ohne daß selbige, wie etliche behaupten wollen, darauf einige Zeit kränken.

Arme, unfruchtbare, heidichte Boden müssen fruchtbar gemacht werden. Säuren reicht nicht zu, es muß durch Mist geschehen, fehlt uns dieser, und wir wollen solche Länder brauchen, so müssen wir sie brennen, es geschehe durch Kütis oder durch Rödung; wo nicht Holz genug zu dem letzten vorhanden ist, da bleibt nur das erste übrig.

Steinichte und Kieselichte Boden nehmen wir zusammen, und sehen noch die sandigten dazu, denn alle drey haben fast eine Natur; Kiesel und Sand ist nichts als kleine Steine. Von Natur ist kein Stein, er mag groß oder kleine seyn, zum Korn tragen geschickt, sondern er muß mit Erde vermischt seyn, oder etwas an sich haben das derselben Stelle vertritt. Sandigte Brust-Felder tragen jährlich Korn, je nachdem die Witterung gut ist, in nassen Jahren mehr, in dürren weniger, oder zuweilen gar nichts, sonderlich in Ansehung der Gerste. Von dem Brennen eines sandigten Landes, haben mir verschiedene Land-Wirthe gesagt, daß es zwar ein paar gute Ernten gebe, alsdenn aber wolle weder Düngung haften noch ferner Korn wachsen, bis nach Verkauf vieler Jahre. Wenn dieses sich so verhält, so muß ein Grund dazu in dem Sande vorhanden seyn. Durch das kleine Kütis-Feuer kan weder Stein noch Sand in Glas verwandelt werden. Wir fin-

den

den aber eine andere Ursach, die, weil sie wahrscheinlich ist, so lange als die rechte kan angesehen werden, bis man eine bessere angeben kan, nemlich. Der Sand ist leicht, sehr locker, und hält nicht zusammen, daher können sich weder die Korn-Wurzeln gehörig darinnen festsetzen, noch die Halmen recht erhalten; die Sonnen-Hitze durchdringt den Sand, und trocknet das Saamen-Korn und dessen Keime sehr aus, will man also solches Land verbessern, so muß man etwas hinzu setzen, was dem Sand eine Verbindung und Festigkeit giebt, als Erde, Leimen, Moosder und dergleichen. Kütis-Afche ist hierzu nicht hinreichend, es ist deren zu wenig, da auf Sand-Land wenig Gras ist, welches zu Afche gebrannt werden kan, der Sand aber selbst sich nicht in Afche verwandeln läßt; aber auch selbst die Holz-Afche kan sich nicht lange in diesem leichten Boden erhalten, sie verliehret sich in ein paar Jahren; das Feuer löset den Sand noch mehr auf und machet ihn lockerer, als er vor dem Brennen war; ja es ist so gar möglich, daß die Hitze einige Theilgen von dem Sand los, und mit sich in die Luft reißet, welche zur Fruchtbarkeit nöthig waren, weil das Feuer in diesem leichten Boden mit seiner ganzen Stärke wirken kan; so bald daher die Afche nicht mehr wirket, so ist in dem Sande nichts mehr übrig, was ihn fruchtbar machen könnte; ein wenig Mist kan nicht viel helfen; diesem erschöpften elenden Lande muß man nachdrücklich zu Hülffe kommen und also recht viel Mist geben, ehe es wieder gehörig fruchtbar wird. Es ist also wohl nach der Anzeige derer beyden angeführten ökonomischen Schriften am besten, wenn man sandigte, steinigte, und kiesigte Länder nicht brennet, sondern lieber durch Aufführung einer Schicht Erde, Mist und dergleichen verbessert. Wo man lauter schlecht Land hat, da muß man keine Mühe scheuen selbiges zu verbessern, der daraus erwachsende Nutzen wird uns schadlos halten. Solte aber jemand durch Erfahrung wissen, daß sein sandigtes Land auch Kütis leidet, der folge seiner Einsicht.

Kalkichter Boden (man kan auch den Kreidartigen dazu setzen) stehet auch unter denen, die nicht zum Kütis taugen. Man hat noch bis dato die wahre Natur des Kalks nicht bestimmt, ich kan

daher nicht eigentlich sagen, warum ein kalkichter Boden kein Kütts-Feuer leide. Wolte man sagen, daß das Feuer den Kalk auflösen, der Regen selbigen löschen, und daher endlich ein harter unfruchtbarer Stein entstehen könne, so ist die zwar etwas, allein es bleibt noch die Frage übrig, ob das kleine Kütts-Feuer in so kurzer Zeit diese Veränderung bewirken könne, welches aber nicht zu erweisen steht. Ich selbst habe von kalkichten Boden keine Erfahrung; ja wir aber den Engländern Glauben bemessen können, so muß das Feuer in den kalkichten Boden eine solche Veränderung durch das Auflösen hervorbringen, aus welcher eine Unfruchtbarkeit erwächst. In Friesland haben wir nicht viel dergleichen Land, und wo wir solche finden; da sind sie allezeit mit einer Schicht Erde bedeckt; es ist daher nicht nöthig, daß wir uns lange dabei verweilen, ich komme vielmehr zu der letzten Art vom Boden, welche in beyden angeführten Schriften gar nicht aufgenommen, sondern ganz vergessen und übergangen worden ist, nemlich:

Leimichtes Land, wir zählten dieses wegen seiner Zähigkeit und Säure zum schlechten Korn-Boden. Diese Länder tragen zwar Korn, aber sie fordern eine gemässigte Witterung. Zu viel Hitze trocknet den Leim so zusammen, daß die Pflanze nicht wachsen kan; viel Regen erweicht ihn so, daß alles in der Masse erstickt, und diese kan nicht bald genug verschwinden, indem der zähe Leim das Wasser lange in sich hält. Die Zähigkeit des Leims ist jederman bekannt, er verbindet Steine in den Mauern und läßt sich zu Stein brennen; die Säure aber desselben sieht man daraus, weil man aus jedem Leimen, mit welchem man Leim-Ohl vermischt, Eisen heraus bringen kan. Diese Zähigkeit sowol als die Säure, sind grosse Hindernisse der Fruchtbarkeit; man verbessert daher Leim-Länder, wenn man eins derselben oder beydes schwächt. Durch Sand und Erde kan dieses erhalten werden. Die Engländer machen den Leim durch das Brennen gar zur Düngung. Sie stechen den Leim aus, trocknen ihn, setzen die Stücke zusammen, und legen verbrennliche Materien, als Holz, Stroh, Stoppeln, Torff darunter und brennen sie. Dieser gebrannte Leim wird statt einer Düngung auf Wiesen und Acker geführt und ausgestreuet; alle

alle Engländer versichern, daß diese Düngung vortreflich sey. Wer etwas mehreres hiervon lesen will, dem verweise ich nur auf die schon angezogenen Stutgartischen physikalisch-ökonomischen Auszüge in dem schon genannten Band, § 279. Hieraus ist offenbar, daß das Feuer den Leim verbessere, ihm wenigstens seine Säure benehme und zur Düngung mache; Asche schwächt seine Zähigkeit; die Wärme mildert seine kalte Natur. Diese Gründe lassen uns schon vermuthen, daß Leim-Länder zu Küttsen tauglich sind. Dieses bestätigt auch unsere Liefländische Erfahrung, da in den Wald-Gegenden, wo lauter oder wenigstens viel Leim-Länder sind, häufige Küttsen gemacht werden, welche gutes Korn tragen. Wenn sie nicht so reichlich, oder nicht so lange als erdigte Länder tragen, so muß man dieses nicht dem Brennen, sondern dem Boden beymessen, weil ein jedes Land bey gleicher Zubereitung seine Fruchtbarkeit bloß nach der Güte seines Bodens zeigt. Gute Länder tragen zuweilen auch ohne Düngung, schlechte hingegen nicht; wenn wir nun unfruchtbaren Leim durch Brennen fruchtbar machen, so haben wir unsere Revenüen und unser Land sehr verbessert. Einige Landwirthe geben zwar vor, daß ihr Leim-Land durch das Brennen seine Farbe geändert, steinartig und so schlecht geworden sey, daß es nach etlichen gegebenen Ernten nicht einmal habe Gras tragen wollen. Allein man übereile sich nicht. Wenn man aus Leimen einen Stein brennen will, so muß derselbe mit Sand vermischt, lange getrocknet, und bey großem Feuer etliche Tage hindurch in Ziegel-Ofen gebrannt werden; läßt es sich also wol gedenken, daß ein kleines Strauch-Bund oder etliche Stücke Küttsen-Holz, welche höchstens in ein paar Stunden verbrennen, eben die Wirkung haben solten? Beruft man sich auf die geänderte Farbe des Leims, so ist ja noch nicht ausgemacht, ob dis zum Schaden oder zum Nutzen sey; wenn die Säure verfliegt, wenn die Zähigkeit geschwächt wird, wenn sich Asche mit Leim vermischt, so gehet freilich in dem letztern eine Aenderung vor, aus welcher auch die Farbe geändert werden kan, aber eben dadurch ist der Leim fruchtbar geworden. Sagt man endlich, daß nach Ausbrauchung des Landes nicht einmal Gras habe wachsen wollen, so ist dis gar nichts gesagt; Schlecht Land muß man nicht so lange als gutes Land brauchen; hat-

re man statt der letzten Einsaat das Land ruhen lassen, so ist ja augenscheinlich, daß die Kraft, welche die letzte Ernte hervor brachte, noch vielmehr wäre hinlänglich gewesen Gras hervor zu treiben; denn wo Korn wächst, mag noch eher Gras wachsen können. Die angegebene Unfruchtbarkeit rührt also nicht von dem Brennen, sondern von dem allzustarken Ausbrauchen her; hätte man Düngung gegeben, oder das Land bey Zeiten wieder liegen lassen, so würde man sich von der Wahrheit dessen was gesagt ist, überzeugt haben. Dieses kan überhaupt von allen Ländern, sogar von Brust-Acker gesagt werden.

Dieses sind die vornehmsten Arten des Bodens, jeder kan hieraus den Schluß auf sein Land machen. Wo viel Erde und Leim ist, da können wir ohne Gefahr brennen; wo aber viel Sand ist, da werden wir mehrere Vorsicht nöthig haben. Wenn wir bey unserm Gute reichlich, aber kauter schlechtes Land haben, da werden wir ohne vieles Nachsinnen ein jedes Mittel mit Freuden ergreifen, das uns gute Ernten verschafft. Wie wichtig wird uns alsdenn ein guter Küttis seyn!

Die zweyte Frage betrifft das Holz welches wir zu Küttis nehmen sollen? In Ansehung des Strauchs ist keine Wahl nöthig, aller trockene Strauch brennt, und dis ist uns zu unserer Absicht genug. Einige Güter im Revalschen, welche Holz-Mangel haben, folgen bey nahe den Engländern, und nehmen statt des Strauchs, Schilff, Rohr und dergleichen aus Morästen, See- und Bach-Ufern, und vermischen es mit ein wenig Strauch, und machen dadurch ihre Küttisse. Die, welche grobes Holz dazu nehmen, erwählen am liebsten das gränene, weil dieses sich gar spalten läßt, brennt und gute Asche giebt. Doch dieses kan nur da geschehen wo Wald genug ist. Da aber etliche meinen, als sey das grobe Holz zu Küttis brennen dem Lande schädlicher als der Strauch, so wollen wir dieses Vorgeben ein wenig prüfen. Die beyden angezogenen ökonomischen Schriften, davon eine die Englische, die andere die auf dem Schwarzwald gewöhnliche Art des Erd-brennens erkläret, fordern eine große Aufmerksamkeit während des Bren-

uens, damit die in der Erde befindlichen Graß- Wurzeln den rechten Grad des Brennens erlangen mögen. Sie berufen sich auf die Erfahrung, nach welcher die Asche einer Pflanze anfänglich schwarzgrau aussieht, und da hat sie einen starken Geschmack; brennt sie länger, so wird sie blasgrau und weißlicht, und verliert diesen starken Geschmack. Hieraus schliessen sie, daß sich anfangs in der Asche ein Oehl und etwas verbrennliches befinde, welches durch die Länge des Feuers endlich in die Luft gehet; damit man nun die Asche so kräftig und so stark als möglich ist bekommen, und auf dem Felde ausstreuen könne, so verlangen sie, daß man alsdenn so gleich das Feuer auslöschen, und das fernere Brennen verhüten müsse, wenn man siehet, daß die Erdstücke anfangen zu zerfallen, und ihre Asche eine gelbliche und röthlichte Farbe hat. Zu diesem Ende rathen sie auch nur wenig verbrennliche Materie unter die Erdstücke zu legen, und das Brennen mit langsamen Feuer zu verrichten. Ich weiß, ein jeder Wirthschaftsverständiger wird hierbey seine eigene Anmerkungen machen. Wir nehmen zu unserer Lauge am liebsten solche Asche, die lange in den Ofen gelegen hat und gut gebrannt ist, weil wir sie für stärker halten. Bey den Glas- Hütten wird alle Asche in einen besondern Ofen kalzinirt, das ist, noch einmal stark durchgebrannt, damit sie besser werde; es ist also noch nicht ausgemacht, sondern es scheint vielmehr falsch zu seyn, daß die Asche durch langes Brennen ihre Kraft verliere. Es ist ferner bekant, daß wir bey unsern Kütissen die Erde nicht so wie die Engländer ganz zu Asche brennen, sondern wir bedecken unsern Strauch oder Holz um die Asche besamen und eine Erwärmung und Würbigkeit der Erdstücke zu erhalten, folglich läßt sich diese Vorsicht im Brennen nicht eigentlich auf unsere Kütisse anwenden, zumal da wir sehen, daß nach deren Abbrennung nur etwas Erde aschenartig geworden ist, viele Stücke aber noch da liegen, welche das Feuer nicht einmal gehörig zermalmet, viel weniger in Asche verwandelt hat, und dieses kommt daher, weil wir unsere Erdstücke nicht wie die Engländer zum trocknen in die Höhe stellen, sondern auf der Erde liegen lassen, da sie denn immer einige Feuchtigkeit in sich behalten. Was aber das meiste ist, so läßt sich bey unsern Kütissen die Vorsicht im Brennen nicht einmal ausüben; ein Gut von

20 Haaken macht zuweilen, wenn es Land und Strauch genug hat, einen Kütis von 16 bis 20 Lössen; man erinnere sich daß die Saad auf Kütis sehr undichte ausgestreuet werden muß, so wird man leicht den Überschlag machen können was dieses für einen grossen Raum einnehme. Ein Bauer welcher sich nur 2 Küllmets Stelle brennt, hat dabey eben die Mühe als der Hof bey vielen Lössen. Wie solte es also wohl möglich seyn, daß wir auf ein jedes Erdstück Achtung geben könnten, ob es den gehörigen Grad des brennens erlangt habe. Wir zünden unsere Kütis-Haussen nach und nach an, wir lassen sie brennen, bis sie selbst auslöschten, und dennoch haben wir grosse Ernten und unverdorrene Acker, wie schon vorher ist erwiesen worden. Wie oft handeln wir demnach aus Vorurtheil, und vergrößern ohne Noth eine Arbeit, welche wir mit weit geringerer Mühe hätten verrichten können. Wir wollen die Vorsichtigkeit der Engländer nicht tadlen, bey ihren kleinen Erdbrennen ist sie möglich; wir aber wollen bey unsern grossen Kütissen lieber ein wenig zu viel brennen und gute Ernten nehmen, als durch gar zu grosse Vorsicht uns dem Mangel der ersten Bedürfnisse, des Kornes aussetzen. Nunmehr kan man entscheiden, ob grob Holz oder Strauch zum Kütis besser sey. Diejenigen welche befürchten, daß sie durch die Hitze des groben Holzes aus ihrer Asche und Erde viele gute fruchtbare Theilgen verlieren möchten, die werden recht sehr gut thun, wenn sie mit Strauch brennen; ihr Wald wird hierdurch um ein grosses geschonet, und ihr Strauch-Kütis auch recht gut Korn geben. Es äussert sich ohnedem schon an einigen Orten ein Holz-Mangel, daher wohl zu wünschen wäre, daß man mit diesem unentbehrlichem Bedürfnisse in unserm kalten Klima etwas sparsam umzugehen anfangen möchte. Die aber in grossen Wäldern wohnen, können ohne Gefahr mit grobem Holze ihre Kütissen brennen, sonderlich da, wo das Land viel Asche und einen grossen Grad der Wärme erfordert. Doch muß man dabey nicht vergessen, daß man auch mitten in Wäldern nicht eben nöthig hat das Holz zu verwüsten, da über kurz oder lang noch wohl grosse Einkünfte aus selbigen gehoben werden können. Und in dieser Aussicht kan man wohl rathen, lieber Baumzweige, die ohnedem nur liegen bleiben und verfaulen würden, zu Kütis-Holz zu sämeln, als gute frische Bäume dazu herunter zu hauen. Das

Das was bisher gesagt worden ist, beschliesse ich noch mit einigen Anmerkungen, die aber um das Versprechen einer kurzen Abhandlung zu erfüllen, nur kurz ausfallen sollen.

Dießland hat vor andern Ländern diesen Vortheil, daß man die vielen und oftmals sehr schlechten wüsten Länder durch mancherley leichte Mittel zu einem hohen Grad der Fruchtbarkeit bringen kan. Das Brennen stehet billig unter denenselben oben an. Was aber dabey am meisten angemerkt zu werden verdienet, ist dieses, daß man in England, wo man alles mit vieler Vorsicht und Klugheit thut, noch keinen Weg gefunden hat das Erdbrennen mit weniger Mühe zu verrichten. Wie viele Arbeit kostet es dort, die Erdstücke welche man verbrennen will, anzustechen, man hat dazu besondere Maschinen erfunden; es kan diese Arbeit nicht anders als blos durch Menschen geschehen. Unter dem Anschein nach sehr elender Pflug, ist in allen Arten von Lande, es sey steinig oder voll Wurzeln und Stuppen brauchbar, und liefert uns ohne Weilläufigkeit und langes Gräbeln die nöthigen Erdstücke zum Kütis.

Wenn man den Kütis gegen die andern beyden Arten wüste Länder zu bearbeiten, hält, so verdient er allezeit einen Vorzug. In Ansehung des gesäuerten Landes fällt dieser so gleich in die Augen, da Kütis sehr reiche, hingegen gesäuertes Land nur eine, höchstens zwey mäßige Ernten giebt, überdem aber schlechtes Land gar nicht zum Säuren, wohl aber zum Kütis kan gebraucht werden. Der Vorzug der Kütisse vor den Rödungen, wenn ich auch gar nicht auf die reichen und mehrern Ernten achte, ist daher zu sehen, weil Kütisse 1) weit weniger Holz ersodern als Rödung. 2) Auf allen Stellen, sie mögen mit Strauch bewachsen oder kahl seyn, gemacht werden können. 3) Man kan sie zu aller Zeit, es sey lang oder kurz vor der Saat brennen. 4) Das Wetter zum brennen muß nicht eben so erlesen schön seyn als bey den Rödungen nöthig ist. 5) Man kan das Brennen auf verschiedene Male verrichten, so wie es uns die Zeit und das Wetter erlaubt, man kan davon weg gehen und selbige wieder anfangen, über-  
haupt

harpt aber auf die gelegenste Zeit verschieben, welches alles bey Rödungen nicht geschehen kan. 6) Man kan auch bey ziemlich starken Wind das Brennen verrichten, indem dieser das Feuer desto mehr anflammet; wird er alzu stark, so bedeckt man die Öffnung der Hauffen desto stärker, und fährt in der Arbeit ohngehindert fort. 7) Das Bedecken des Strauchs mit Erde können auch halb arbeitsame Kinder verrichten. 8) Das Brennen selbst ist für den Bauer bey weiten nicht so abmattend als Rödungs = Brennen, da er nur einen Hauffen nach dem andern anzündet und allezeit hinter dem Rauch stehet, ohne der grossen Gluth ausgesetzt zu seyn. 9) Da die Asche ganz gleich ausgebreitet werden kan, so hat man auch ein viel egalere Korn als von Rödungen zu erwarten. 10) Da man das Land im voraus fertig machen kan, so kan auch die Saat in der besten und bequemsten Zeit geschehen. 11) Bey Rütissen sind keine Entzündungen der Wälder möglich, und folglich auch keine Vorsichts = Graben, zu Verhütung derselben nöthig. 12) Zu Rütissen kan aller unnütze Strauch nützlich angewendet werden, da eine küttelmässige Rödung uns auf viele Jahre um einen schönen Wald bringt. Es könnte mehreres angeführt werden, doch dis mag genug seyn, ein scharfsinniges Auge wird ohne dem noch mehrere Vortheile entdecken.

Diejenigen Rütis = Länder, welche wir in unsere Brust = Felder ziehen wollen, müssen bey Zeiten, ehe sie zu sehr erschöpft werden mit Düngung unterstützt werden; doch läst sich hiervon nichts gewisses bestimmen, im schlechten Boden ist es schon nach der zweyten Ernte nöthig. Diejenigen aber, welche, nachdem sie ausgebraucht sind, wieder wüste liegen sollen, mögen wir zwar stärker angreifen, doch wird auch eine gewisse Mässigung nöthig seyn. Ein übertriebener Geiz thut uns und unsern Nachkommen in der Folge Schaden. Wenn wir dem Lande einige Kräfte übrig lassen, so wird es gutes Gras, und wenn Holz = Wurzeln vorhanden sind Strauch hervor treiben, dis giebt uns Vieh = Weide oder Heuschlag, und eudlich können wir es nach etlicher Jahre Ruhe, desto füglich zu einem neuen Rütis bereiten. Was ganz erschöpft ist, fodert sehr viele Jahre Zeit, ehe es sich wieder gehörig erholen kan.

Einige meinen, man dürfe die Kütts-Asche nicht eher ausbreiten bis ein oder zweymal Regen darauf gekommen sey. Selbst etliche Engländer haben diese Meinung von ihrer Erd-Asche. Ich finde gar keinen Grund warum dieses nöthig seyn sollte. Zwar löset der Regen das Aschen-Salz zur Fruchtbarkeit des Ackers auf; allein dieses geschieht noch besser, wenn sie ausgebreitet ist, und alsdenn wird dieses Aschen-Salz auf allen Seiten gleich in die Erde dringen und sie tragbar machen. Meint man, daß der Regen die Asche schwer und kompakt machen soll, damit der Wind selbige nicht verwehen möge, so kan der Regen dis nicht verhüten, denn die Masse wird bald wieder austrocknen: man lasse die verbrannten Hauffen bis zur Zeit der Saat liegen, oder man pflüge die ausgebreitete Asche unter, so wird der Wind uns wenig Schaden thun können.

Ein Arendator, der sich in seinem Contract anheischig gemacht hat, weder selbst Kütts zu machen noch den Bauren solches zu erlauben, ist freilich verbunden, seinem Versprechen Genüge zu leisten; er muß sich daher mit Kbdungen, wenn ihm diese verstattet sind, schadlos halten, oder desto mehreren Fleiß an das Säuren des Landes wenden, und wo möglich solches mit Düngung unterstützen. Ein Erbherr aber der sein Gut selbst disponirt, kan, wenn er Holz und Land hat, die beste Art des Vortheils genießen. Und warum wolte er nicht auch seinen Bauren den Vortheil gönnen, sich jährlich etwas Kütts zu machen, desto weniger wird sein Gebiet um Brod vorlegen seyn, wenn sie aus ihren Kütts das erste Jahr gute Gerste, alsdenn aber guten Roggen ernten. Auf Flächen, wo das Holz rar, und das Land gemeinlich etwas besser als in Wald-Gegenden ist, kan man freilich mit dem Verbot der Kütts etwas strenger seyn, doch meine ich, könnte man den Bauren wenigstens Rüben-Kütts erlauben, ihn aber dabey angewöhnen, den nöthigen Strauch von seinen Heuschlägen zu holen und selbige dadurch zu reinigen, so wird er endlich durch Erfahrung lernen, daß man sich mit einer Arbeit zweyfachen Nutzen schaffen kan. Hierdurch wird vielleicht mancher neue Heuschlag entstehen, der ohne Küttsbrennen ein immer unnützes Stück geblieben wäre. Auch aus Mortästen

läßt sich viel Strauch nehmen, der jährlich wieder nachwächst, wenn man ihn nicht mit einmal ganz aushauct. Wo gar kein Holz oder kein wüstes Land ist, da ist auch kein Verbot nöthig. Wenn aber dem Bauer gewisse Busch-Länder angewiesen sind, so ist es genug, wenn man nur verhütet, daß er die gegen ihn geäußerte Rücksicht nicht mißbraucht, und mit Vernachlässigung seines Brust-Feldes sich blos an Kütisse verläßt, da die Busch-Länder ihm blos als ein Hilfsmittel von unsern Vorfahren sind angewiesen worden, damit sie jährlich etwas davon zu Kütis oder Rodungen brauchen mögen. Ein wachsender Erbherr wird weder durch alzu strenges Verbot seine Bauern in Mangel des Brods, noch durch alzu grosse Gefindigkeit sein ganzes Gut in Mangel des Holzes setzen: durch eine kluge Einrichtung läßt sich beides vermeiden.

In keinem Lande ist mehr von der Schädlichkeit der Kütisse geredet und geschrieben worden als in Schweden; vielleicht läßt sich eine Ursach dazu in dem bereits in vielen Gegenden Schwedens sehr merklichen Holz-mangel finden. Kalte Länder haben Holz eben so nöthig als Korn; oft können Lartaffeln die Stelle des letztern vertreten, die ohne Kütis wachsen. Die Gründe welche von den Schwedischen Gelehrten wider den Kütis angeführt werden, kan jeder selbst prüfen; es gehört nicht in diese kurze Abhandlung selbige zu untersuchen oder zu widerlegen. Wer dasjenige, was bisher ist angeführt worden als richtig befindet, der wird im Stande seyn, ohne Wegweiser selbst ein Urtheil über dergleichen Schriften zu fällen. Nur dis einzige kan ich nicht ohn gesagt lassen, nemlich, daß es wunderbar wäre, vom Kütis und dessen Nutzen oder Schädlichkeit zu reden oder zu schreiben, ohne bey dieser Arbeit selbst gegenwärtig gewesen zu seyn, ohne gnußsame Erfahrungen und Beobachtungen darüber angestellt zu haben. Dieses kan nicht blos in der Studier-Stube bey der nächstlichen Lampe geschehen; hören sagen reicht nicht hin. Blos dem mäßsamem Nachsinnen der Gelehrten haben wir es zu danken, daß wir vernünftig, oder nach Gründen über die Wirthschaft urtheilen können; wie leicht kan nicht aber ein Mann der die Wärme liebt, blos aus Mitleiden gegen das Holz  
alle

alle seine Kräfte sammeln, die Schädlichkeit der Rüttisse durch viele Gründe in einer weitläufigen Schrift vorzutragen. Bey einem andern kan ein praktischer Eifer die Feder führen, aber es fehlen ihm die Einsichten; ein dritter schreibt vielleicht anderer Gründe aus, und das Vorurtheil verleitet ihn selbige ohn geprüft als gut anzunehmen.

Am besten ist es also wol, wenn man da, wo es angehet selbst Proben anstellt, und diese müssen um unserer Sicherheit willen, erst im kleinen gemacht werden, bis wir endlich durch mehrere Erfahrung vergewissert den Ausspruch thun können, wo Wahrheit oder Irrthum sey.

## Anmerkungen

über die Liefländische Landwirthschaft,  
von einem Ungenanten.

Liefland hat seit undenklichen Jahren sich den Ruhm einer besondern Fruchtbarkeit erworben. Wir könnten uns auch mit allem Recht unter die glücklichsten Einwohner der Welt zählen, wenn alles Betrende und alle Waaren wodurch der Handel in Riga berühmt ist, in unsern Grenzen hervorgebracht würden. Ziehen wir aber hievon das Holz, Getrende, Flachs, Hanf u. s. w. ab, welches aus Keußen dahin geführt wird, bringen wir dasjenige in Rechnung welches Lithauen und Curland liefert, wie wenig bleibt alsden auf das Antheil von Liefland übrig. Der Nevalsche und Pernausche Handel läßt uns einigermaßen den Überfluß der einheimischen Produkten beurtheilen. Ich werde die Ursachen warum wir mehr Getrende als viele andere Länder an Auswärtige überlassen können, in der Folge dieser Anmerkungen erklären.

TRU Rametukogu

Ich werde nicht im Stande seyn meinen Gedanken das Gewicht der Überzeugung beizulegen, wenn ich nicht zuvor mit weitsehenden Blicken dasjenige vor Augen lege, was die Natur unserm Lande mitgetheilet hat. Wir wollen nachgebends alles das erwägen, welches durch den Fleiß der Menschen in unserer Wirthschafts = Kunst zurwege gebracht wird. Ich stelle mir zwar bey jeder Anmerkung unzählige Einwürffe vor; sie werden mich aber niemals beunruhigen, da ich entschlossen bin mit einem jeden Gedanken Vernunft und Unparteylichkeit zu verknüpfen.

Daß die Witterung den Wachsthum der Früchte bestimme, ist eine längst bewiesene Wahrheit. Wäre es also nicht meine Pflicht, durch eine vieljährige Beobachtung die Verhältnisse der Jahreszeiten zu zeigen, die besondern Abwechselungen des Wetters aus der Erfahrung herzuleiten? Wir würden gewiß manche nützliche Regeln in der Wirthschaft daraus ziehen können. Allein, noch ist es in diesem Punkt sehr dunkel bey uns: noch schlummert in unsern Grenzen jener patriotische Trieb, welcher in andern Ländern so viel gutes zum allgemeinen Besten wirket. Noch hat sich keiner, so viel mir bewußt ist, nach dem Beyspiel der Franzosen, Engländer, Schweden u. a. m. sich die Mühe genommen viele auf einander folgende Jahre dieser Beschäftigung zu widmen. Wir finden zwar in den Rigischen gelehrten Anzeigen eine Beobachtung von 2 Jahren. Sollte sie auch mit aller Genauigkeit angestellt seyn; so ist sie doch viel zu unvollkommen, daß wir daraus gewisse Schlüsse folgern und auf das Allgemeine anwenden könnten. Wir müssen inzwischen doch nach dem Lauf der Natur und der Beschaffenheit des Clima den Jahreszeiten gewisse Schranken setzen.

Im April tritt unser Frühling ein, dem schon die Sonnenstrahlen im März Monat den Weg gebahnet haben. Zwey Monate, April und May müssen wir dem Frühlinge zueignen. Junius, Julius, August kommt auf den Antheil des Sommers. Der nachfolgende Herbst masset sich gleichfals 3 Monate, nemlich September, Oktober und November an. Zu dem Winter gehöret December, Januarius, Februarius, März. Ich will nicht behaupten, daß diese Eintheilung alle Jahre ihre Richtigkeit habe.

habt. Der Wechsel des Wetters bindet sich an keine gewisse Regeln. Oft erblicken wir schon den Frühling im März. Wie oft stellt sich nicht der Winter im November ein, und so in vielen Fällen mehr.

Unser Klima ist rauh, und öfters recht sehr rauh. Wir können uns aber doch, wenn wir es genau untersuchen, vieler Vortheile vor andern Ländern rühmen, die mit uns in gleichen Klima liegen. Das südliche Theil von Schweden und Syberien (die übrigen will ich nicht einmal anführen,) haben mit uns einerley Lage. Ist es mir erlaubt mich auf die unvollkommenen Rigischen Beobachtungen zu beziehen; so darf ich mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß unsere Witterung gelinder als in Schweden sey. Im Jahr 1762, da wir in den öffentlichen Blättern so viele Nachrichten von den traurigen Wirkungen des strengen Winters lasen, ist das rigische Thermometer des Reaumür nicht höher als 17 Grad gestiegen, da in Schweden der höchste Grad der Kälte bis 31 steigen kan. Was soll ich von der strengen Kälte Syberiens gedenken, die nach den Beobachtungen der Naturkündiger über 80 Grad ist befunden worden. Die Lage Lieflands und seine innere Einrichtung trägt sehr viel zu einer gelinden Witterung bey. Liefland ist nord und westwärts von der See umgeben. Der Winter wird hiedurch sehr gemässigt, weil die See im Winter wärmer als das Land ist. Warum haben die Engländer solchen gelinden Winter, daß sie schon im Februar die Felder bauen können? Aus keiner andern Ursache, weil dieses Land an dreien Orten von der See umgeben ist. Die aufsteigenden Dünste des Meeres mässigen die kalte Luft. Liefland hat überall hohe Ufern und ein festes Land. In einen solchen Boden dringt die Kälte nicht so tief hinein, als in einen andern der niedrigt liegt und sumpfigt ist. In dichten Wäldern hält sich die Kälte viel länger auf als in freien und trocknen Gegenden. Warum ist die Syberische Kälte so außerordentlich heftig und anhaltend? blos aus dem Grunde, weil die Sonnenstrahlen nicht den Boden der weitläufigen dichten Wälder und grossen Morasten erwärmen, und die Kälte daraus vertreiben kan. Der Bauer weiß so gar, daß der Schnee noch in finstern Wäldern angetroffen wird, wenn die Felder schon zu grünen anfangen. Es ist ihm bekant, daß der

Grund der Moräste noch gefrohren ist, wenn die Frühlingsluft die Felder mürbe gemacht hat.

In den vorigen Zeiten erblickte man fast überall in Lief- und Curland Wälder und Moräste. Die Wälder sind durch den gewinnfüchtigen Trieb des Landmanns an vielen Orten umgehauen und verbrannt worden. Aus dieser Asche sind viele Höfe, Vorwerker und Dörfer empor gestiegen. Wie viele Moräste sind nicht in nutzbare Gefilde verwandelt worden. Selbst bey dem unbedachtsamen Verheeren der Wälder, wodurch verschiedene sich einen unerfesslichen Schaden zugezogen haben, erhalten wir den Vortheil, daß viele Reviere nicht mehr wie ehemals die Luft mit kalten Dünsten anfüllen, daß unser Landstrich gelinder und fruchtbarer als ehemals geworden ist.

Ich sehe mich hier genöthiget meine Gedanken wegen der Beschaffenheit unserer Witterung einzumischen, weil manche oft unüberlegte Klagen wieder die Anordnungen der Natur führen. Bleibt nicht oft mancher gute Vorsatz unerfüllt? werden wir nicht bey manchen nützlichen Vorschlägen bloß deswegen abgeschreckt, weil wir das Vorurtheil hegen, daß die Versuche bey unserer Witterung nicht mit dem glücklichen Erfolg als in andern Ländern können angestellt werden? Wir tadlen oft dasjenige welches zu unserm wahren Vortheil gereicht; wir wünschen uns oftmals eine Veränderung die uns in der Folge schädlich ist. Wir würden bey unsern Unternehmungen weit nützlicher, vielleicht auch glücklicher seyn, wenn wir unsere Pflichten ruhig erfüllen und die Anordnungen des Beherrschers der Natur mit unbesorgten Gemüthe erwarten möchten.

Wir klagen unsern langwierigen und strengen Winter an. Lasse uns untersuchen in wie weit unsere Klagen gegründet sind. Sehen wir auf die allgemeine Verhältnisse unsers Landes; so müssen wir billig einen anhaltenden und schneereichen Winter unter die großen Wohlthaten der Natur zählen. Unsere Saat-Felder werden von einer dicken Schneedecke gewärmet, die auch der strengste Frost nicht so leicht durchdringen

gen kan. Mit welcher unschätzbaren Bequemlichkeit können wir nicht den Vorrath unserer Kleeten auf den gebahnten Wegen nach den entlegenen Städten verführen. Welche Menge Waaren werden nicht von unsern Nachbarn auf hundert Meilen weit in ganzen Heereszügen nach Riga gebracht? Wie schnell können wir nicht auf den polirten Wegen gleich einen seegeldenden Schiffe unsere Reisen zurück legen. Zeigt ein solcher Winter nicht weit mehrere Anmuth, als der Winter der heißen Länder, wo der Horizont einige Monate mit trüben Wolken überzogen ist, und ein beschwerlicher Regen diese Zeit unangenehm macht. Ist unser Winter nicht vorzüglicher, als in den gemäßigten Weltgegenden, woselbst Frost, Tau-Wetter, Schnee und Regen beständig mit einander abwechseln. Noch weit wichtiger sind alle diese Vortheile, wenn wir dabey auf die Gesundheit, als das allerschätzbare zurück sehen. Die Arzeneigelahrten behaupten aus erfahren Gründen, daß die Kälte die Dauer unserer Gesundheit am stärksten unterstütze. Sie härtet gleichsam unsern Körper ab, sie stärkt die Fäserchen desselben, sie macht unsere Glieder stark, und zu den härtesten Arbeiten geschickt. Wir erkriegen daher insgemein eine höhere Stufe der Jahre, als die Einwohner wärmerer Länder. Wir sind wenigern Krankheiten als jene unterworfen. Sie sind auch nicht so ansteckend als die herrschenden Krankheiten der wärmeren Erdstreiche. Sind die angeführten Vorzüge nicht hinreichend, unsere Unzufriedenheit wegen des langen Winters zu besänftigen? So lange wir noch mit einem zureichenden Vorrath Holz versehen sind, unsere Wohnungen zu erwärmen; so lange wir uns noch mit Pelzwerk gegen die Kälte schützen können, wollen wir uns keine Veränderung des Wohnsitzes wünschen. Die Kälte mag noch so durchdringend seyn, so hindert sie uns doch niemals an Besorgung unserer Geschäfte. Die schwerste Arbeit gehet vielmehr weit geschwinder und viel leichter als in der Hitze von statten. In den warmen Ländern hingegen, müssen die Einwohner die heißesten Tage in dem Schatten ihrer Häuser träge und unwirksam zubringen. Die Hitze entkräftet den Körper und macht ihn zu vielen Geschäften ungeschickt.

Man beschuldiget zwar einen harten Winter, daß er den Bäumen schädlich sey. Es fallen aber solche strenge Winter selten ein, Trift uns denn auch der Schade nur allein? Wir leiden gewiß allemal einen geringern Verlust als die Besizer wärmerer Länder. Jene haben mehrere und kostbarere Arten Bäume wie wir. Unsere vornehmsten Bäume sind die Tannen und Gräbhen. Zwo Sorten die der Kälte wegen ihren öblichten und harzigten Theilen am meisten widerstehen. Der Gartenbau liegt bey uns noch in seiner Kindheit, folglich ist auch der Verlust der Fruchtbäume nicht allgemein wichtig. Folgt aus den angezeigten Gründen nicht, daß ein gelinder und abwechselnder Winter weit schädlicher als ein strenger und anhaltender sey? Frieret der Boden nicht gehörig oder gar nicht, wird er hierauf mit Schnee bedeckt, so sind wir der Gefahr ausgesetzt einen Theil unserer Aussaat zu verlieren, welche insbesondere an feuchten Orten in der Masse faulet. Den meisten Schaden fügen uns die Frühlings-Fröste zu. Geschiehet es, daß einige heitere Tage auf einander folgen; so steigt der Safft in den Röhren der Pflanzen und Bäume. Bey einem starken Nachtfrost frieret der Safft in den Behältnissen. Die derauf folgende Wärme dehnet die gefrohrnen Feuchtigkeiten schnell aus, wodurch die zarten Röhren zerrissen werden, und Blätter und Blüthe verwelken. Solche Gewächse sind als ein gefrohrnes Glied zu betrachten. Setzet man es in warmes Wasser, so zerreißen die gefrohrnen Blutgefäße, wobey ein schneller Brand unvermeidlich ist.

Wir müssen inzwischen doch den Einwohnern wärmerer Länder viele wichtige Vorzüge einräumen. Sie zählen mehrere heitere Tage wie wir. Ihr Feldbau braucht an den meisten Orten weniger Bearbeitung und Pflege als der unsrige, weil die warme Witterung die Fruchtbarkeit stark befördert. Sie sind überdem reicher an Früchten und Gewächsen. Der Ackermann darf nicht so sehr als der unsrige mit seiner Arbeit eilen, da uns eine weit kürzere Zeit gesetzt ist, in welcher wir säen und ernten müssen. Jene haben nicht nöthig so ängstlich auf das Zukünftige besorgt zu seyn, wir hingegen sind gezwungen, in einem Drittel des Jahres einen Vorrath auf Zweydrittel zu sammeln, wosern wir

und

und unser Vieh, bey dem langen Winter und spätem Frühjahre in keinem Mangel gerathen wollen.

Die Kürze des Frühlings und Sommers ist der vornehmste Gegenstand der meisten Klagen. Wir sehnen uns bey einer langwierigen Gefangenschaft, welche der Winter uns in unsern Häusern auferlegt, nach einer freien und heitern Luft. Kaum lächelt uns der Frühling an, kaum ahmet unsere beklemmte Brust etwas freyer, kaum wird das verdickte Blut in eine sanfte Wallung gesetzt; so nöthiget uns eine unangenehme und rauhe Witterung in unsere verlassenene Wohnungen wieder zurück zu kehren. Der Landmann zählt ungeduldig jeden Tag, da die Wärme den Boden aufschließt und zur Bearbeitung tüchtig macht. Eine schnelle Hitze erfüllet oft seinen Wunsch früher als er vermuthet. Hier muß er seine matten Glieder, und seine entkräfteten Thiere über Vermögen anstrengen, wosfern er nicht den kostbaren und unwiederbringlichen Zeitpunkt versäumen will, in welchen er den Grund zu seiner künftigen Ernte leget. Die Natur ersetzt zwar die Kürze der Zeit, welche dem Getreide zum Wachsthum gesetzt ist, durch einen starken und schnell steigenden Grad der Hitze, und durch die kurzen und größtentheils warmen Sommer-Nächte. Ich halte aber dafür, daß unser Getreide vielleicht grösser und vollkommener seyn würde, wenn sein Wachsthum nicht möchte übertrieben werden. Man will zugleich aus einer vieljährigen Erfahrung angemerkt haben, daß selten 6 Jahre verfließen, in welchen wir nicht einigen Mißwachs, entweder an Roggen, Weizen, Gersten, oder Haber leiden solten.

Ich kehre nach einer kurzen Abweichung in meine gesetzten Schranken zurück. Ich habe bereits oben gedacht, daß Liefland eine erhöhte Lage habe. Wir können es auch daraus urtheilen, weil unsere See-Ufern und Länder nicht wie in vielen andern Gegenden überschwemmt werden. Wir erhalten dadurch viele und wichtige Vortheile. Mit welcher Gefahr ist solche Überschwemmung nicht zum östern verbunden. Wie kostbar sind nicht die Kanäle, Gräben und Dämme, wodurch die Fluth im Zaum gehalten wird? Wie beschwerlich sind nicht die Wege

in einem solchen niedrigen Lande. Die Natur hat ihnen indessen eine mehr als einfache Schadloshaltung angewiesen. Ihre fruchtbare Felder enthalten auch ohne Düngung eine unerschöpfliche Kraft. Auf ihren fetten Weiden wächst das Vieh zu einer vorzüglichen Grösse hinauf. Unsere Fluren sind an den meisten Orten gut und fruchtbar: Wir müssen aber ihre keimtreibende Kraft jährlich mit Düngung unterstützen, und dennoch kommt unsere Fruchtbarkeit mit jener in keine Verhältniß. Wir können, wenn wir der Wahrheit gemäß urtheilen wollen, in dem schlechtesten Acker das 3te und 4te, in einem mittelmässigen das 6te und 7te, in dem besten das 10te und 12te Korn auf unsern Hofesfeldern rechnen. Es sind zwar verschiedene, welche sich einer weit reichern Ernte rühmen. Ich will auch zugeben, daß bey einer günstigen Witterung und starken Düngung an einem und andern Orte die Verhältnisse sich zuweilen bis zum 15ten Korn erstrecken kan: Solche besondere Fälle aber kommen bey den allgemeinen in keine Betrachtung. Unsere Weide ist mehr mager als fett zu neunen, wenn ich einige niedrige Reviere ausnehme. Unser Vieh ist daher auch nicht so groß und stark als in den fruchtbaren Ländern. Ein Thier, welches bey einer trocknen Weide aufgewachsen ist, erreicht nur eine mässige Höhe, ist aber dabey weit rascher, fester und dauerhafter als ein anderes, dessen grobe Glieder von einem hohen und fetten Graße ausgedehnet werden. Es ist daher gar kein Wunder, daß das grosse ausländische Vieh auf unserer Weide nach und nach ausartet und kleiner wird.

Der Liefländische Boden ist mehrentheils von leichter Art. Die Stadt Riga ist in ihrem Umkreise mit Hügeln von fliegenden Sande umgeben. So oft ich diese sandigten Gegenden durchwandere, werde ich von dem traurigen Anblick derselben gerühret. Es ist zwar ein chymischer Einfall an die Verbesserung solcher höchst unfruchtbaren Flächen zu gedenken, da wir noch weit bessere Reviere zu bearbeiten vor uns sehen. Allein ein Land, welches nahe bey einer volkreichen Stadt liegt, kan auf mannigfaltige Art Nutzen schaffen. Seine Bearbeitung ist auch leichter ins Werk zu richten, da es nicht an Einwohnern in den Vorstädten fehlet, die mit unermüdeten Fleiß ihre Gärten erwei-

tern, und einen Theil des angrenzenden Feldes in Auen und Felder verwandeln würden. Warum könnte man hier auch nicht den Nutzen des Sand = Habers, oder Klittack versuchen, der seine Kraft den Sand zu bändigern, und den Boden fruchtbar zu machen in Holland und Dänemark durch wichtige Proben bewiesen hat. Es wäre thöricht, die Verbesserung der ganzen Gegend mit einmal zu unternehmen, wovon man den Nutzen erst nach spätem Jahren zu hoffen hätte. Man stelle die Versuche zuerst in kleinen Bezirken an. So bald sich der Nutzen zeigte, würden viele gereizet werden solche Vorspiele nachzuahmen. Man ermuntere sie noch überdem mit Versprechungen und Belohnungen, oder man lege es ihnen als einen Theil ihrer Pflicht auf, jährlich eine gewisse Strecke anzubauen. Wie würde dadurch nicht die Nahrung der armen Einwohner mit der Zeit zunehmen, deren Hütten jetzt in dem Sande vergraben sind? Würden wir nicht in kurzen Jahren viele angenehme Gefülde erblicken, die jetzt mit einem flüchtigen Sande bedeckt sind.

Der Strich längst der Dina hinauf ist fruchtbar. Der Grund bestehet meistens aus Kalksteinen, so, daß an vielen Orten kaum ein Fußtief Erde angetroffen wird. In den Gegenden von Lemsal, Burtnek, Kujen u. s. w. trifft man fruchtbare Korn = Boden an, welche theils aus schwarzer, theils mit grauem Sand und Lehm vermengter Erde bestehet. Die Kirchspiele von Wenden, Waldk, Trikatzen, Debalgen sind fast von gleicher Güte. Jedoch hat ein Feld vor dem andern einigen Vorzug, weil man in einem solchen weiten Umfange niemals einen gleichförmigen Boden findet. Der Rigische Patrimonial = District, wie auch die angrenzenden Güter, längst der Petersburgischen Strasse 5 bis 6 Meilen weit, ferner die Gegenden längst der Ostsee halten Sand und eine Menge Moräste in sich. Die grossen Moräste, welche an beiden Ufern der Dina liegen könnten mit leichter Mühe nutzbar gemacht werden, wenn Graben und Canäle nach der Dina gezogen würden, woselbst das Wasser einen starken Abfall hat.

Der Dörpische Kreis ist mehr angebauet, und wird auch fruchtbarer als der Bernausche geschähet, weil in dem letztern weit mehrere Moräste, Wälder und Hügel als in dem ersten angetroffen werden. Insbesondere aber ist die Gegend um Dorpat, wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt, welches aber nicht so wohl der Güte des Ackers, als vielmehr der Menge der Düngung zuschreiben ist, welche die umliegenden Güter jährlich in grosser Menge von den Bürgern, welche keine Felder besitzen, unentgeltlich erhalten.

In den Revalschen Districten ist der Boden von verschiedener Art. In einigen Orten trift man leichten sandigten, an andern, als in der Wick mehr leimigten und gemischten an. An einigen Flächen wird man eine schwarze und graue Erde gewahr. Das merkwürdigste aber ist, daß die Felder an verschiedenen Orten, insbesondere auf den Gütern Kunda, Malla, Thonsburg, Assarinen, Pöddis, Purz u. s. w. längst dem Strande mit Kalksteinen dergestalt bedeckt sind, daß man nicht einmal eine Handvoll Erde in den Zwischenräumen gewahr wird. Sie sind dergestalt fruchtbar, daß an solchen Gegenden selten ein Mißwachs sich zu ereignen pflegt. Die Ursachen davon sind nicht schwer einzusehen. Die Wurzeln des Getreides breiten sich überall in den Räumen unter den Steinen aus. Die Sonnenstrahlen können den Boden nicht so stark als an andern Orten austrocknen. Der untere Boden hält überdem die Feuchtigkeiten auf, daß sie sich nicht zu tief hinunter senken können. Es fehlet also dem Getreide niemals an Nahrung und Wachsthum.

Es ist ein tadelwürdiger Fehler von dem größten Theil der Landwirthe, daß sie mehr auf die Oberfläche, als auf die Beschaffenheit der Unterschicht des Bodens sehen. Mancher muß dieses Verfahren oft mit empfindlichen Schaden erfahren, wenn ein tiefgehender Pflug die rohe Erde aufwühlet, und den Acker auf einige Jahre unfruchtbar macht. Andere wenden Mühe und Kosten auf die Zubereitung eines neuen Feldes an, dessen Anschein ihnen eine reiche Belohnung verspricht, worin sie doch mit der Zeit sich in ihrer Hoffnung betrogen finden, indem

der gehoffte Nutzen nicht erfolgen will. Andere drängen ihren Acker reichlich, woben sie aber doch klagen, daß der Mist keinen Nutzen schafft, sondern gleichsam auf dem Felde verschwinde, oder nach unsrer Art zu reden, daß der Boden den Mist verzehre. Woher entstehen alle solche Fehler? Aus keiner andern Quelle, als daß wir uns nicht die Mühe geben den Boden in seinen Bestandtheilen, und in der Tiefe zu untersuchen, oder weil wir überhaupt die Natur und die Beschaffenheit des Erdreichs nicht richtig zu beurtheilen wissen. Es kan ein lockerer, und dem Ansehen nach magerer Boden einen andern, der in der Oberfläche fruchtbar scheinet, übertreffen, wenn er eine feste Unterlage von Stein, Lehm, Kalk u. s. m. hat, der die Feuchtigkeit aufhält, daß sie nicht zu tief hinunter dringen kan. Ein guter Boden kan unfruchtbar seyn, wenn seine Schicht nicht tief genug ist, wenn unten eine Lage von lockern Sande anschließt, in welcher sich der Regen und das Feit der Düngung tief hinunter senket. Es ist eins der nothwendigsten Stücke eines Landmannes, daß er die Natur seines Bodens genau kenne. Das Ansehen allein ist nicht in allen Fällen hinlänglich, sondern vielmehr trügsich. Wir müssen uns also um solche Proben bekümmern, die uns die verborgenen Eigenschaften näher entdecken. Meine Absicht ist nicht die Merkmale anzuführen, wie man Sand, Thon, Lehm, schwarze Erde u. s. w. unterscheiden soll. Eine Erkenntniß, die man auch bey einem Bauern voraus setzt. Mein Zweck ist vielmehr, die Regeln zu lehren, nach welchen wir die verschiedenen Eigenschaften erkennen können, welche mir weder das Gesicht, noch das Gefühl, noch der Geschmack oder Geruch bestimmen kan.

Ob ein Boden hart, locker oder von mittler Beschaffenheit sey, läßt sich weit leichter beurtheilen, als die Salze welche in demselben enthalten sind. Ich setze als eine bekannte Sache voraus, daß alle saure Salze der Fruchtbarkeit höchst nachtheilig seyn. Auch so gar der Bauer weiß, daß auf einem sauren Boden nicht einmal Gras, vielweniger Getreide gehörig wachsen will. Es ist einem Landwirth viel daran gelegen, daß er weiß, ob seine Felder und Wiesen eine Säure enthalten oder nicht. Wir können solches durch die in der Chemie be-

lante Versuche erfahren. Man gießet kochend Wasser auf ein Stück Erde, welche vorher in ein Gefäß ist gelegt worden. Das Wasser wird, wenn es eine Zeitlang gestanden hat, durchgeseiget. Zugleich kochet man Galläpfel mit Wasser, tröpfelt von dem Galläpfel-Wasser in das durchgeseigte, und bemerket ob eine Schwärze darauf erscheint. Geschichet dieses, so kan man desto gewisser versichert seyn, daß die Erde ein saures und freßendes Salz enthalte. Oft aber will das Wasser nicht so gleich seine Farbe verändern: Man vermischt also jenes durchgeseigte Wasser mit einer starken Lauge, worauf das Wasser trübe und undurchsichtig wird; denn tröpfelt man das Galläpfel-Wasser hinein, worauf die schwarze Farbe bald zum Vorschein kommen wird. Durch ein scharffes Brennen der Erde können wir gleichfals die Säure entdecken, wenn sie eine rothe Farbe annimmt, oder wenig von dem Gewicht im brennen verlihet.

Ob die Erde Salpeter enthalte, werden wir überzeugt, wenn sie zart pulverisiret auf Kohlen gestreuet wird, da sie wie der Salpeter verpuffen wird; oder man steckt ein glatt polirtes Eisen glüend in die Erde; so wird es weiß überzogen seyn.

Daß eine Erde zart und locker sey, erforschet man, indem man ein Stück Erde in ein Glas legt, und warmes Wasser darauf gießet, solches zum östern umschüttelt und ruhen läßt. Was sich gleich zu Boden setzet, ist der gröbste und meistentheils unfruchtbare Theil, was sich nach einigen Minuten senket, von besserer Art; dasjenige was im Wasser aufgelöset, über diesem schwimmt, das allerfruchtbarste. Ich konte noch mehrere Ursachen anführen: allein der letztere ist allein zureichend, von der Güte des Bodens ein gegründetes Urtheil zu fällen. Wir können aus derselben zugleich die Güte verschiedener Erdarten unterscheiden.

Eine Erde die mit sauren Dingen, als Bitriolgeist, Scheidewasser oder Weinessig in eine Gährung kömmt, zeigt eine fruchtbare Natur an. Viele die so begierig nach dem Märgel forschen, können ihn durch die Probe mit Essig gewiß ausfindig machen, weil er die Eigenschaft besitzt,

skhet, daß er gleichfalls mit der Säure gähret. Alle übrige Zeichen der Märgelarten, so, wol die Farbe als übrige Merkmale, so man in den ökonomischen Büchern liest sind ungewiß.

Bei dieser Gelegenheit will ich zugleich des Torffs gedenken, der an vielen Orten, wo der Holzmangel sich äussert vortreffliche Dienste leisten würde. Man wünschet sehr einen reichen Torff-Schatz zu entdecken: Nur die Kennzeichen des Torffs sind den wenigsten recht bekannt; man unterläßt also auch ihn aufzusuchen. Der ächte Torff liegt niemals auf der Oberfläche, sondern ein und mehrere Fuß tief unter den Rasen. Wenn auf eine braune Erde eine schwarze folgt, die fester und schwerer als die oben liegende Schicht ist, da treffen wir guten Torff an: Am sichersten verfahren wir, wenn wir in dem Morast bei einer trocknen Jahreszeit eine Grube ins gevierte, 5 bis 7 Fuß tief graben, von allen Erdschichten die wir antreffen, einige Stücke in Form der Ziegelsteine austechen lassen, und durch öfteres wenden an der Sonne trocknen. Fängt eine solche Erde Feuer, dringt die Flamme in das Innere derselben hinein, da haben wir den gesuchten Torff. Der leichte und röthliche Torff brennt zwar auch, er glühet aber nicht so stark und anhaltend als der schwarze, der schwerer ist. Diese Zeichen machen den Torff an allen Orten kennbar. In Teutschland, wo die Holz-Sparkunst aufs höchste getrieben wird, stehet es dem Landmann an vielen Orten nicht frey, so viel Torff zu graben als er will; er muß vielmehr mit einer weit schlechteren Art zufrieden seyn. Er sichtet den Rasen von den Gegenden wo das Heydekraut und der kurze Moos häufig wächst ein paar Zoll tief ab, trocknet ihn und heizet damit seine Öfen. Sie geben ihm den Nahmen, Flach-Torff.

Betrachtet man die Liefländische Landwirthschaft auch nur mit einem flüchtigen Blick, so wird uns sogleich ein Hauptfehler in die Augen fallen, nemlich, daß sie mit einer grossen Verschwendung des Holzes verknüpffet sey. Der Bauer kan kein Haus, ja nicht einmal den geringsten Stall ohne eine Menge Balken bauen. Die Unwissenheit der ältesten Besitzer dieses Landes, die Menge der Wälder, vielleicht auch

auch eine geringere Anzahl Menschen rechtfertigten ehedem eine solche Bauart. Sie könnte auch noch in waldigten Gegenden gebilliget werden. Da wir aber den Ruin der Wälder an den meisten Orten mehr als zu deutlich sehen, da wir überzeugt sind, daß das Holz eine der unentbärlichsten Stücke in unserm Clima, und in der Verfassung unserer Wirthschaft ist; so wäre es wol Zeit der gänzlichen Verwüstung der Wälder vorzubauen, auf den Zuwachs der nothwendigsten Holzsorten bedacht zu seyn. Vielleicht werden wir uns dereinst zu spät genöthiget sehen, solche Maasregeln zu wählen, die uns bey den gegenwärtigen Verhältnissen höchst beschwerlich, oder gar unmöglich scheinen.

Die sparsamste Bauart ist ohnstreitig das Fachwerk, welches entweder mit Ziegel oder Lehmwänden ausgefüllt ist. Es würde auch keine grosse Mühe kosten, den Bauern in dieser Art zu bauen anzuweisen, da ich angemerkt habe, daß sie unter der Aufsicht eines teutschen Zimmermanns alles sehr leicht begreifen. Der Hof darf nur den Anfang machen, und die Untertanen dazu anhalten ihre Gebäude nach dieser Art zu bauen. Das Fachwerk wird zwar der Gesundheit nachtheilig gehalten; allein die starke Hitze woran sich der gemeine Mann in seinen Häusern gewöhnet hat, würde diesen Fehler nicht merklich machen. Es wird dieser Vorschlag vielen eine nichts bedeutende Kleinigkeit scheinen; übersieht man ihn aber im ganzen, so ist er gewiß wichtiger als bey einem flüchtigen Anblick. Wer weiß, ob wir nicht noch den Zeitpunkt erleben, in welchem wir diese Bauart durch die Noth eingeführet sehen. Es haben die Balken-Häuser noch diesen grossen Fehler, daß sie leicht in Brand gerathen, welches leider bey der grossen Sorglosigkeit die Bauern jährlich mehr als zu oft, inabesondere zur Winterszeit zu geschehen pflegt.

Welche Menge Holz verzehren unsere Rhen nicht? Es ist zwar ein Vortheil gedorrtes Getreide zu haben. Ein ungedorrtes verliert am Maas, wenn es lange lieget, bey unsern hingegen gewinnen wir noch Übermaas, weil es nach und nach einige Feuchtigkeit an sich ziehet und sich ausdehnet. Jenes kan nicht lange auf einem Hauffen liegen,

liegen, sondern muß zu gewissen Zeiten ungeschauvelt werden; unseres Lan ungerührt fast 100 Jahre dauern, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Das Wehl von gedorrten Getrende ist nicht so leicht dem Verderben unterworfen, von dem ungedorrtten eher hat man gefunden, daß es viel eher schimmelt. Die angeführten Gründe geben unserm Korn bey den auswärtigen den Vorzug vor allen andern; sie bezahlen es auch in einem höhern Preise als das ungedorrte. Dieses ist auch vor so viele Mühe und Verschwendung des Holzes der einzige Vortheil, welcher nicht sowol uns als den Auswärtigen zu statten kommt. Uns unserer eigenen Wirtschaft halben haben wir nicht nöthig das Getrende zu dorren. Wir sind nicht gewohnt unsere Kleeten einige Jahre hinter einander mit Korn zu überschütten. Die allermeisten beobachten die wirtschaftliche Klugheit, daß sie jährlich die hohen Preise abwarten; sogleich werden die Borrats-Kammern ausgeleert, das Korn wird verführt, ohne dabey auf die weite Entfernung, noch auf die Beschaffenheit des Weges zu sehen. Einige treiben diese Klugheit gar so weit, daß sie sich aus Gewinnsucht von allem Korn-entblößen, und solches oftmals zu ihrer und ihrer Unterthanen Bedürfnis theurer wieder kouffen müssen. Es haben verschiedene, Versuche angestellt, und zur Saat ungedorrttes Getrende genommen. Sie haben bemerkt, daß es früher als das gewöhnliche aufgekeimet sey; in der Fruchtbarkeit ist auch kein Unterscheid gefunden worden. Es sind einige daher auf den Einfall gerathen, nur das beste Getrende zu dorren, welches sie zum Verkauf bestimmt haben. Ich hoffe, daß bey zunehmenden Holz-mangel mehrere solchen Beyspielen folgen werden, daß uns das, welches uns jetzt eine Kleinigkeit scheint, in den künftigen Jahren wichtiger seyn wird. Unser Vieh wird auch bey dem ungedorrtten Futter mehrere Nahrung als in einem ausgetrockneten finden.

Die Wohnstuben der Bauern erfordern jährlich eine große Menge Holz. Man will zwar solches damit entschuldigen, daß die meisten Wohnungen zugleich Kien sind, in welchen das Getrende gedorret wird. Ich weiß aber nicht ob es vorteilhaft sey, um der kurzen Zeit halben in welcher gedroschen wird, den größten Theil des Jahres die Stuben eben

den so stark zu heizen, als wenn beständig darin gedorret würde. Ein jeder kennet den Bau der gewöhnlichen Ofen. Welche Menge Holz muß nicht darinn verbrannt werden, ehe der Ofen durch und durch erwärmet wird. Die Stube ist überdem hoch gebauet, weil auf das Getrennde in dem obern Theil der Stube gedorret wird. Die Thür und Öffnungen in der Wand stehen den ganzen Tag offen, die Hitze möchte sonst unverträglich seyn und der Rauch keinen Ausgang finden. Ist alles dieses nicht eine unnütze Verschwendung des Holzes? Könnte man nicht mit der Zeit die Ofen einführen, welche man in den Krügen antrifft? Sie erwärmen auch das größte Zimmer zureichend. Möchte es ein grosser Aufwand seyn, wenn der Esthnische Bauer angehalten würde seine Stube mit einem Fenster zu erleuchten, wie solches an den meisten Orten in Lett und Curland gebräuchlich ist; so würde er sich nach und nach zu einer reinlichen und ordentlichen Lebensart angewöhnen. Der Verfasser der Liefländischen Abhandlungen von der Arzeneywissenschaft hat zugleich gezeigt, wie schädlich solche Bauart der Gesundheit, insbesondere auch den Kranken sey.

Der Grund unsers oekonomischen System, ist auf den Ruin des Holzes gebauet. Wir messen die Klugheit unserer Landwirthe nach der Grösse der Hofs = Felder, Kütisse und Rödungen aus. Je grösser der Umfang der Hofs = Felder ist, je weitläufiger sich jährlich die Kütisse ausbreiten, je tieffer der Wirth mit den Rödungen in die Wälder dringet, desto gründlicher ist seine Einsicht, desto reicher seine Erfahrung. Kan alles dieses wol ohne Verheerung der Wälder geschehen: Ich könnte mich länger bey diesem Punkt verweilen, weil aber in den vortgen Abhandlungen diese Materie weitläufiger ist ausgeführt worden; so würde eine wiederholung hier unnöthig seyn.

Das Brandweindrennen war ehemals von keiner besondern Wichtigkeit. Zu unsern Zeiten beurtheilet man die Stärke eines Wirths nach der Zahl der Fässer, die wöchentlich gebrannt werden. Es ist ein kleiner Wirth, der wöchentlich nur 2 Fässer brennet; ein guter Wirth liefert 6 bis 7, ein grosser Wirth 10 bis 12 Fässer. Nunmehr ist es dergestalt

dergestalt übertrieben, daß man sogar fremdes Korn dazu laßt, und den Preis des Getrendes dadurch erhöhet. Wie viel tausend Faden Holz werden also nicht mehr als in den vorigen Zeiten verbraucht. Wir suchen zwar den Brandweinsbrand überhaupt durch zwei Gründe zu vertheidigen; erstlich, daß der Brandwein weit leichter als das Korn zu verführen sey; zweitens, auch das Rückständige welches wir Brabe nennen, dem Vieh zur Nahrung, und den Ochsen zur Mastung dienet. Das Holz, eine Sache welche wir als eine Kleinigkeit ansehen, kommt hiebei in keine Berechnung.

So wie die Piesländische Landwirthschaft an allen Orten nicht nach einerley Regeln geführt wird; so ist auch die Verschwendung des Holzes an einigen Orten mehr als an andern zur Gewohnheit geworden. In den Ehstnischen und Revalschen Distrikten umzäunet ein jeder Wirth seine Felder. Ich habe keine andere Ursache erforschen können, als daß es in der Absicht geschehe, daß das Vieh dem Getrende keinen Schaden zufügen soll. Möchte das Vieh ohne Aufsicht weiden; so hätte der Grund seine Gültigkeit. Das Vieh gehet aber hier eben so wenig als an andern Orten ohne Hüter. Wozu sollen also Zäune und Hüter dienen? Es ist leicht zu erachten, daß die Wälder durch solchen Mißbrauch sehr müssen mitgenommen und der Zuwachs des Holzes ausgerottet werden. Schon unter der Schwedischen Regierung findet man einen Befehl von dem ehemaligen Gouverneur in Reval de le Guardie, in welchen den Kronen Gütern auferlegt wird, jährlich gewisse Faden Steine anzuführen, und die Felder damit statt der Zäune zu umsetzen. Man hat auch schon an verschiedenen Orten den Anfang gemacht, die Felder mit Graben zu umziehen: Wie beschwerlich ist überdem nicht der Weg durch die umzäunten Wege, wenn der Schnee sich zwischen den Zäunen dergestalt anhäuft, daß die Reisenden gezwungen sind Nebenwege zu machen, wodurch die Saatfelder nicht wenig leiden.

Ich schliesse diesen Artikel mit der Anmerkung, daß wir in Rücksicht des Holzes gar zu eigennützig verfahren. Wir verheeren unsere

Büſche und Wälder, und überlaſſen unſern Nachkommen die Sorge, den Schaden welchen wir ihnen hinterlaſſen, nach ihrer Klugheit zu verbeſſern.

Der Bauer in Lief- und Eurland iſt ein Leibeigener.

Dieſer wichtige Gegenſtand unterbricht den Lauf meiner Gedanken. Er reiſt meine ganze Aufmerkſamkeit an ſich, daß ich dabey ſtille ſtehen und meine Vorſtellungen daran beſten muß. Welche Ausſicht ſtellt ſich meinen Augen dar! Ich ſehe ein weites Feld vor mir, worinn die Verteidiger der Knechtſchaft auf einer, und die Verteidiger der Freiheit auf der andern Seite feurig kämpfen. Welche Entſcheidung ſoll ich ergreifen? Soll ich mich zur einen oder andern Partey ſchlagen? Ich ſehe glänzende Belohnungen ausgeſteckt, die denen zugedacht ſind, welche als Sieger in dieſem Kampf das Feld behaupten. Nein! die Ruhmbegierde reiſt mich nicht, mich in das Gedränge ſo vieler Preisbegierigen zu miſchen, überzeugt, daß meine Denkkraft viel zu ſtumpf zu ſolchen ſcharfſichtigen Wettſtreit ſind. Ich würde vielmehr nach meiner friedliebenden Geſinnung dieſes gefährliche Revier durch Umwege vermeiden; ich würde unbemerkt durch verdeckte Gegenden ſchleichen, um weder den einen, noch dem andern durch meine Urtheile zu beleidigen. Ich müßte aber auch hier zugleich meine Anmerkungen beſchließen, oder ſolche Dinge niederschreiben, in welchen weder Ordnung noch Deutlichkeit anzutreffen wäre. Ich müßte die Hauptquellen aus welchen die größten Unordnungen und Fehler in unſerer Wirthſchaft fließen mit ſtillschweigend übergehen. Ich will es alſo meine Pflicht ſeyn laſſen, den ſtreitigen Parteyen mit ruhigem Gemüthe, mit kaltem Blute zu zuſchauen, die Stärke der beyderſeitigen Gründen mit unparteyiſchen Herzen zu prüfen.

Man frage alle Beſitzer der Güter, ob ſie lieber Leibeigene behalten, oder ſolche mit freien Leuten vertauſchen wolten? Faſt alle werden uns mit lauter Stimme zurufen, daß ihre Wirthſchaft nicht anders als durch Leibeigene können geführt werden. Einige wenige wünſchen ſich freie Bewohner ihrer Güter. Komme hier der Ausſchlag auf die Mehrheit

heit der Stimmen an; so würde die Knechtschaft auf ewig bestätigt werden.. Da so viele vernünftige und erfahrene Männer dieses einstim-  
mig behaupten; da sie ihren Satz auf das eifrigste verteidigen; so müs-  
sen doch die Vortheile, welche uns Leibeinige zuzewege bringen von aus-  
nehmender Wichtigkeit seyn. Wir wollen sie nach ihrem gesäimten Um-  
fange untersuchen, und in ihrer wahren Grösse beurtheilen.

Ein jedes Gut erhält dadurch einen vorzüglichen Werth, wenn  
es angebohrne Arbeiter hat, wenn nach dem Verhältnis der Grösse des  
Guthes arbeitsame Geschöpfe bereit stehen, wenn sie sich in unverrück-  
ter Reihe fortpflanzen, wenn der Abgang wieder durch neue ersetzt  
wird. Der Erbherr ist dadurch einer wichtigen Sorge überhoben.  
Sein Ackerbau gehet in ununterbrochener Ordnung fort. Er weiß  
nichts von jenen Hindernissen, welche diejenigen oft schwer drücken, wel-  
che nur freien Leuten befehlen können, die oftmals in die äußerste Ver-  
legenheit gesetzt werden, indem sie nicht wissen wo sie zureichende Arbeit-  
er anwerben sollen. Darf ich es wagen noch diese Vorstellung bezu-  
zufügen? Ist es nicht ein verführerischer Anblick der uns mit einer Art  
der Hoheit schmeichelt, wenn wir uns in der erhöhten Stelle der Be-  
selshaber sehen. Da unsere Nebenmenschen sich zu unsern Füßen mit  
knechtischen Gehorsam schmiegen müssen, wenn wir uns so gar wie in  
Curland und Pohlen in dem Charakter unumschränkter Herren über Le-  
ben und Tod solcher Unglücksseeligen bespiegeln können. Gar zu reizendes  
Gemälde für den menschlichen Ehrgeiz! Sich von einer Menge Men-  
schen umgeben zu sehen, denen wir nicht die Mäßigung beweisen dürfen,  
welche wir freien Leuten schuldig sind, die bey einem jeden gebieterischen  
Ton erzittern. Wer würde hiebey unempfindlich seyn? Wer würde sich  
wohl großmüthig überwinden können, von diesem hohen Posten sich hin-  
weg zu begeben, seine Unterthanen von den Fesseln der Knechtschaft los-  
zuschleifen, sich zu ihnen als freien Leuten herab zu lassen? Würde der  
Eigennutz nicht unsere Entschliessung verändern? Würde er nicht unsere  
Hände zurück halten? Niemals kan man einen Frengedohrnen in dem  
Grade als einen Unterthanen nützen. Die Landes-Gesetze bestimmen  
zwar die Dienste welche uns unsere Erbleute leisten müssen. Es ist

aber auch bey der schärfsten Wachtfamkeit nicht so leicht möglich hierin eine genaue Ordnung zu unterhalten. Der Erbherr behauptet doch allemal noch ein besonderes Recht, welches er aus seinem Erbrecht herleitet. Stehet denn dem Bedrückten nicht die Freystadt der Gerechtigkeit offen? Ja, er hat das Recht zu klagen, er erdreistet sich auch wohl zu klagen. Der Richter verspricht Schutz und Genugthuung. Ist er aber dadurch glücklicher gemacht? Bleibt er nicht allemahl der Knecht seines Herrn? Hat dieser nicht tausend Gelegenheit in Händen sich wegen der begangenen Künheit an ihm zu rächen.

Die Dienste welche uns ein Unterthan leistet, sind eine angebotene Schuldigkeit, darf er also wohl besondere Belohnungen von seinem Herrn fodern? Muß er nicht vielmehr größtentheils mit dem nothdürftigen Unterhalt seines Lebens zu frieden seyn. Ein Freier redet in diesem Stück aus einem ganz andern Ton, er will seine Arbeit belohnet und gut belohnet wissen, sonst kündigt er seinen Dienst auf. Er wird sich nicht zu allen Arten der Arbeit bequemen, er wird nicht wie viele Unterthanen thun müssen, dem Herrn blos vor Unterhalt und Kleidung dienen.

Dies sind die Gründe, welche ich zum Vortheil der Erbherrn anführen kan. Ich bezeuge hiemit, daß mir nicht mehrere bekant sind; ich würde sie gewiß aufrichtig bekant machen. Was sollte mich wol bewegen das Glück der Erbherrn zu beneiden? Wären mit dem Schicksal der Knechtschaft keine grosse Schwierigkeiten verbunden; so würde der Landbau in allen Theilen der Welt nicht vortheilhafter und bequemer, als durch Leibeigene können verwaltet werden.

Wer würde wol von den Erbherrn so unbillig seyn, daß er nicht auch die Stimme seiner Unterthanen anhören sollte? Wir wollen die Schaaren unserer Knechte versammeln, wir wollen ihnen die Freyheit ertheilen nach den Empfindungen ihres Herzens zu reden. Wir wollen ihnen die wichtige Frage vorlegen: Seyd ihr mit eurem Zustande zufrieden? Unter der unabschnlichen Menge erschallet hie und da ein schwaches

ches Ja: Viele rufen uns mit einer dreisten Stimme entgegen: Nein, wir wünschen frey zu seyn. Auf dem Gesichte der Bescheidenea drücken sich die Züge der Niedergeschlagenheit und Traurigkeit ab. Andere geben ihre Unzufriedenheit mit stillen Thränen zu erkennen. Was ist die Ursache eures Mißvergnügens? Habet ihr nicht alles was zur Nothdurft des Lebens gehöret? Sind euch nicht zureichende Acker angewiesen, welche euch und euer Vieh ernähren? Sind eure Herrschaften nicht eure Beschützer, sind sie nicht eure Versorger, bey welchen ihr in der Zeit der Noth eine sichere Zuflucht und gewisse Hülffe findet? Ist also eure Unzufriedenheit nicht als ein strafwürdiger Übermuth anzusehen?

Mein wallendes Blut unterbricht hier das Stillschweigen. Ich trete als ein Sachwalter heran, um die Sache so vieler tausend blöden und unwissenden zu vertheidigen. Entfernt von dem Geist der Parteiligkeit, werde ich meine Vertheidigung einzig und allein auf das Gefühl der Natur gründen. Ich werde Menschen vertheidigen, blos aus dem Grunde weil ich selbst ein Mensch bin.

Ich trete vor dem Richterstuhl der Menschheit. Du o Menschheit rede du selbst in meiner Sache. Sprich du selbst das Urtheil, und schütze mich durch deine Waffen. Sterbliche! Warum strebt ihr so eifrig nach der Freyheit? Ihr Sklaven! Warum seyd ihr auch bey allen euren Überflus unzufrieden? Warum martert euch eine unaufhörliche Sehnsucht frey zu seyn? Stamt dieser Trieb aus einem angeborenen Eigensinn? ist er ein Vorurtheil der Erziehung? Nein, ihr müßt so denken, ihr müßt nach dieser Neigung handeln, weil der Herr der Welt den Trieb zur Freyheit tief in eure Seele gesenket hat. Ein Trieb, den auch das geringste unvernünftige Geschöpfe blicken läßt. Mache dich glücklich, soviel in deinem Vermögen stehet, dies ist das erste Gesetz, so die Natur in unser Herz gegraben hat. Dies ist der Grund von allen Handlungen, von allen Neigungen und Begierden. Alle Triebfedern der Menschlichkeit sind gespannt dieses Ziel zu erreichen. Kan ich aber zu diesem Zweck gelangen, kan ich wol dem Win-

te der Natur folgen? Wenn mir gleichsam die Hände gebunden sind, wenn ich mich in dem Zwange gesetzt sehe den größten Theil meines Lebens für andere zu arbeiten? Wenn ich bey aller sauren Mühe doch nicht vielmehr als das nothdürftige erringen kan? Muß mein Muth nicht zu Boden gedrückt werden, wenn ich auch dasjenige, welches ich durch meinen Schweiß erworben habe, nicht einmal mit völliger Gewisheit besitze; wenn mich dabey ein geheimer Zweifel beunruhiget, lob das was ich heute als mein Eigenthum betrachte, mir nicht morgen schon entrisen ist? Muß ich nicht müde werden meine Haahseligkeiten zu vermehren, auf die Verbesserung meiner Umstände bedacht zu seyn, da ich nicht gewiß bin, ob meine Kinder dereinst sich in mein Wohlverworbenes theilen werden. Wäre ich doch geschickt genug, daß ich die Quelle unsers Elendes vor den Augen der ganzen Welt aufdecken könnte. Hier wünsche ich mir eine überzeugende Beredsamkeit, damit ich den Zusammenhang unserer Handlung deutlich entwickeln könnte.

Wir sind Menschen; wir müssen also den angebohrnen Trieben der Menschheit gemäß handeln. Man beschuldiget uns mit Recht, daß wir fast insgesamt lasterhaft sind. Die Klagen, welche unsere Herrschaften über uns führen sind gegründet. Sie belästigen uns mit ihrem Joche. Wir streüben uns gegen die aufgebürdete Last. Unser Herz ist insgeheim mit feindseligen Gedanken gegen unsere Vorgesetzte erfüllt. Wir vergrößern dadurch unsere Beschwerden, wir erzürnen unsere Herrschaft durch unsere Widerspenstigkeit, wir reizen sie zur Strafe gegen uns. Was folgt aus allen diesen? nichts anders als, daß wir den Genuß des Lebens uns selbst vergällen, daß wir in vielen Stücken unserer Herrschaft und auch uns zur Beschwerde leben. Die sinnlichen Vorstellungen sind ohnstreitig die allerstärksten. Da unsere höheren Kräfte der Seelen rohe und unbearbeitet bleiben; so müssen wir nothwendig desto stärker an dem Sinnlichen kleben. Wer kläret unsern Verstand auf? Wer ziehet uns von den Lastern ab, wer leitet uns zur Tugend? Das aufkeimende Gute, welches auch noch die Natur in uns gepflanzt hat, wird durch die Bosheit unserer eigenen Eltern zertreten. Der Funke der Tugend, der in unserm Herzen hervor schimmert,

mert, wird durch ihre lasterhafte Lehren erstickt. Wer kennet nicht die Macht der ersten Eindrücke. Hängen uns diese nicht zeitlebens an? verhärten sie nicht unser Herz gegen alles Gute; daß auch künftig die durchdringendsten Lehren fruchtlos zurück prallen, oder doch niemals in dem Inneren unserer Seele tieffe Wurzel fassen können. Wir sind zu einer mühseligen Knechtschaft in der Welt gebohren. Unser Leben enthält sehr wenig reizende Anmuth. Wir fühlen, wir empfinden dieses mehr als zu sehr. Unter einer ermattenden Bürde kriechend, durch den Nachdruck der Straffen fortgetrieben, aller Trostgründe beraubt, wohin sollen wir uns wenden? Wo sollen wir Ruhe und Zufriedenheit für unsern niedergeschlagenen Geist suchen, da wir kein überwiegendes Vertrauen zu Gott, keine aufrichtige Gesinnung gegen unsere Lehrer hegen? Müssen wir also nicht nach den Trieben eines verstockten Herzens, uns noch mehr in den Stricken der Knechtschaft verwickeln? Muß nicht das Joch, welches wir widerspenstig von unserm Halse zu schütteln suchen, noch tiefere Wunden einschneiden. Wer ist einer balsamischen Stärkung bedürftiger, ein Gesunder oder ein Kranker? Wer muß reicher an Trostgründen seyn, der Elende oder der Beglückte? Wem ist ein aufmunternder Zuspruch nothwendiger, dem Bedrängten oder dem, der keine Begriffe von Noth und Elend hat? Nichts kan die sinkende Menschheit kräftiger unterstützen, als der erhabne Trost, welcher von Gott als einer unerschöpflichen Quelle auf unser beklemmtes Herz herabfließet. Wäre es also nicht billig, daß wir schon in zarter Kindheit zu einem vertrauten Umgange mit Gott gewöhnet würden, daß wir die ersten Jahre unsers Lebens dazu anwendeten, uns eine moralische Erkenntniß und einen reichen Schatz von Trostgründen zu sammeln, daß wir von der Religion geleitet zu dem Eingange in unsere künftige Mühseligkeiten vorbereitet würden?

Wir werden zwar treulich in den Glaubenslehren unterrichtet, ernstlich zu allem Guten ermahnet: Allein die wenigsten genießen dem Unterricht bey früher Jugend, da das Herz noch weich und biegsam ist, die allermeisten erst alsdenn, wenn sie ausgewachsen, in den Lastern geübt und ihre Begriffe stumpf sind, daß sie nicht vielmehr als die tro-

ne Grundsätze des Glaubens buchstäblich dem Gedächtniß mühsam einprägen können. Selbst der Zwang womit der Unterricht verknüpft ist, erzeugt schon einen geheimen Widerwillen gegen das Allerheiligste. Alle Tugenden die uns erklärt werden, bleiben bey uns nur leere Vorstellungen. Wir sollen barmherzig seyn, da wir doch so wenig Beispiele der Barmherzigkeit sehen. Wir sollen unsern Nächsten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, da wir nach unserm blinden Vorurtheil selbst unter der Ungerechtigkeit seuffzen. Wo bist du o Menschenliebe! du geweihtes Band der menschlichen Gesellschaften!

Wir bleiben also nach dem Beispiel jener Heiden im alten Bunde, nur in dem äussern Vorhofe der Religion stehen, das wesentliche derselben ist vor unsern Augen verdunkelt, wir kennen sie nicht viel tieffer, als in ihrem äussern Glanz und Schimmer. Womit soll ich also meine Unzufriedenheit besänftigen, womit soll ich mein rebellisches Herz bändigen, was soll mich von den Lastern zurück halten. Wie leicht ist es mir nunmehr nicht, die schwachen Bande des Gewissens zu zerreißen, wie leicht ist es mir nicht, mich allen Lastern ungescheut zu ergeben? Nichts als äusserliche Zwangsmittel können mich zur Schein-Erfüllung meiner Pflichten zwingen. Mit welcher Gesinnung werde ich wol denjenigen anschauen, dessen Joch meine Schultern niederdrücken? Werde ich ihn wol als meinen Herrn und Wohlthäter lieben können? Wird nicht ein geheimer Haß gegen ihn aus meinem Herzen hervorquellen? Werde ich ihn nicht als meinen Feind fürchten und verabscheuen? Mit welchem Eifer werde ich ihn wol die Treue beweisen, welche ich ihm schuldig bin? Wird mein Herz nicht boshaft genug seyn, alle List und Ränke zu ersinnen, meinem Gebieter zu betrügen und Schaden zu zufügen.

Da ich also bey aller meiner Mühe nicht so viel zu wege bringen kan als ich wünsche, da ich bey meiner harten Arbeit doch immer in meinen Augen arm bleibe, da ich mich bey dem Genuß des meinigen immer erinnere, daß mir das allerbeste, das allerkostbarste nemlich die Freyheit fehlet; so wird mich auch der Anblick des erworbenen wenig reizen.

reichen. Ich betrachte es als einen schönen Gewinn mit Gleichgültigkeit. Ich verschwende es desto dreister, unbesorgt auf das Zukünftige, indem ich weiß, daß ich einen Herrn habe, der verpflichtet ist mich mit dem nothdürftigsten zu versorgen. Ich opfre mein Gut der Trunkenheit auf. Ich fühle, daß das Getränk mich in der Mäßigkeit stärkt, seine berauschende Kraft unterdrückt auf eine kurze Zeit die Erinnerung meines Elendes, es umnebelt meinen Geist mit angenehmen Vorstellungen, es versüßet meinen Kummer. Dies ist die einzige Labung, die vornehmste Ergözung welche mir in der Welt übrig ist.

Ich überlasse mich ganz dieser Ausschweifung, weil ich theils zu schwach bin, theils auch nicht den Vorsatz habe, mir die bezaubernde Lust zu entziehen, ob ich gleich empfinde, daß es meine Gesundheit schwächt und mein Leben verkürzt.

Ich durchsuche mein ganzes Leben. Was ist es anders, als eine immerwährende Sklaverei; ein Gewebe von Kummer und Arbeit. Was soll mich also an die Wünsche eines verlängerten Lebens binden? Ich habe keine Hoffnung jemals von der Dienstbarkeit befreiet zu werden, ich darf mich nicht schmeicheln jemals glücklicher zu werden. Der Tod, vor dem ein jedes lebendiges Geschöpfe erzittert, kan mir lange nicht so schrecklich seyn, als jenen, welche mehrere Anmuth der Welt genießen. Nach den Begriffen der Religion glaube ich in eine glückselige Freiheit über zu gehen. Ich fliehe ihn also nicht als das Schrecken der Natur. Ich erwarte ihn mit einer süßlosen Standhaftigkeit. Ich umarme ihn als einen wohlthätigen Freund, der mein Joch zerbricht, die Fesseln der Knechtschaft zerschmettert, mich von der Arbeit zur Ruhe, aus der Sklaverei zur Freiheit führt.

Ich sehe mein Kind an. Kan sein Anblick mir wol eine wahre Freude erwecken? Ich seuffze und erkenne es, als ein unglückseliges Geschöpfe, das dereinst in meine traurigen Fußtapfen treten und meine Lasten künftig tragen muß. Ich erziehe es in der festen Hoffnung, daß es dereinst meine Arbeit erleichtern und eine Süße in meinem Al-

ter seyn soll. Es wächst auf. Mitten in diesen schmeichlenden Gedanken wird es aus meinen Armen gerissen. Was habe ich also vor alle meine Sorge und Mühe? Habe ich es darum erzogen, daß es andern dienen, oder gar um einen schänden Preis soll verkauft werden? Wäre es nicht weit glücklicher gewesen, wenn der Tod es früher aus dem Schoos seiner Mutter genommen hätte? Ich würde sein Grab mit Freuden-Thränen benezt, ich würde dem Himmel mit aufgehobnen Händen gedankt haben, daß er den Lauff des Lebens schon in der Morgenröthe seiner Jahre geendiget hätte, ehe es noch die schwüle Last und Hitze des Tages empfunden hätte.

Häuffe ich aber nicht selbst das Maas meiner Trübsale? Könnte ich nicht zufriedener leben, könnte ich nicht in bequämern Umständen seyn? Ich habe einen Herrn, der nichts mehr als meine Schuldigkeit und die vorgeschriebenen Dienste von mir fordert. Einen Herrn, der das beste Herz gegen mich zeigt, der die redlichsten Absichten hegt, meinen Zustand soviel als möglich zu erleichtern. Einen Vater, der mich mit Liebe und Gelindigkeit regieret. Doch erkenne ich seine guten Absichten nicht, doch beleidige ich ihn durch meinen Ungehorsam, doch mißbrauche ich seine Güte durch meine Halsstarrigkeit. Mache ich also mich nicht muthwillig zu einem elenden Geschöpfe, da ich doch weit beglückter seyn könnte? Selbst in dem gröstten Verderben worin ich stecke, bleibt mir noch so viel Aufrichtigkeit übrig, zu gestehen, daß ich hierinn strafbar handele. Es ist mir aber nicht möglich ein wahres Zutrauen zu meinem Herrn zu fassen, ihn von ganzen Herzen zu lieben, weil ich einen geheimen Haß gegen ihn gleichsam mit der Muttermilch eingesogen habe. Ich weiß aus einer alten Sage, daß meine Vorfahren ehedem freye Bewohner meines Vaterlandes gewesen sind, daß eine fremde Nation ihr das Kleinod der Freyheit gerandt habe. Kan ich sie also wol aufrichtig lieben. Als ich noch an den Brüsten meiner Mutter lag, stößten meine Eltern mir schon den Haß gegen meine Herrschaften ein. Ich kallte ihre Worte nach. Ich hörte meine Brüder und Anverwandten eben eine solche feindselige Sprache führen. In diesen Grundsätzen, mit diesen widrigesunnten Vorurtheilen bin ich aufgewachsen,

gewachsen, die ich nicht mehr völlig aus meinem Herzen rötten kan. Wer kennet nicht die Macht der Vorurtheile? Wem ist es unbekant, daß die ersten Eindrücke der Erziehung zeitlebens unauslöschlich sind? Es ist mir überdem aus vielen Beyspielen bekant, daß die Verbesserungen nur mehrere Lasten für mich und meine Mitbrüder nach sich ziehen. Eine jede Neuerung scheint mir also verdächtig zu seyn. Selbst die Hülffe, welche mir wiederfährt bewegt mich zu keiner Erkenntlichkeit, überzeugt, daß ich nur deshalb unterstützt werde, damit ich die nötigen Kräfte behalte an meinem Joche zu ziehen. Wolte ich auch meinem Herrn getreu seyn, so lade ich dadurch einen unversöhnlichen Haß meiner Mitbrüder auf mich. Ich fühle den geheimen Zug der Natur, der mich stärker zu meinen Bluts-Verwandten als zu einem Fremden lenkt.

Was soll ich mich weiter mit der Schilderung meines Zustandes beschäftigen. Je aufmerksamer ich meine Wunden betrachte, desto schmerzhafter bluten sie: Je tieffer ich den Grund derselben untersuche, desto unheilbarer scheinen sie zu seyn. Ich weiß kein Kraut kein Pflaster, womit dieses tief eingewurzelte Ubel könne geheilet werden. Doch die Ärzte behaupten, daß man nicht alle Hoffnung müsse fahren lassen, so lange der Kranke noch Othen schöpft. Vielleicht sind noch Linderungs-Mittel vorhanden, vielleicht kan auch die verhärtete Wunde durch balsamische Arzeneien erweicht werden. Sind unsere Beschwerden nicht schnell gehoben, wenn man uns die Freyheit wieder schenkte? So möchten viele flüchtig urtheilen. Nein, eine schnelle Freyheit kan nicht anders als die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen. Ein Mensch, der in der Freyheit leben soll, muß die Fertigkeit haben sich selbst nach richtigen Grundsätzen zu regieren, aus einem innern Triebe die Laster, welche ihm unglücklich machen, zu vermeiden, seine Wohlfart aus eigenen Neigungen zu befördern. Wie ist es aber wol möglich, daß ich, der ich unter dem Zwange geboren und aufgewachsen bin, mit einmal alle meine Gewohnheiten ablegen, alle Lasterhafte Neigungen, die schon in meine Natur sind verwandelt worden, gänzlich vertilgen könnte? Wird wol der bloße Eindruck der Freyheit solche wundervolle Veränderung wirken können? Daß ich jetzt den Ausbruch der Laster, die in Blut und Adern wallen unterdrücke; geschiehet solches aus tugendhaften Gesinnungen?

sumungen? Nein, der strenge Zwang, die Vorstellungen der harten Straffen die ich zu gewärtigen habe, bändigen meine Begierden. Man hebe die gewohnte Zucht auf. Würde dadurch der verborgenen Bosheit nicht alle Thore eröffnet werden, wie, würde sie nicht als ein Stroh, der seine Dämme zerrissen hat das ganze Land überschwemmen. Wir sind in diesem Stück als Kinder zu betrachten, die unter der Zucht ihrer Eltern stehen. Man verstatet ihnen nach und nach einige Freyheiten; sie lernen unvermerkt die Kunst sich selbst zu regieren, alsdenn erst spricht man sie von Aufsicht der Eltern los. Man führe uns also nicht mit einmal, sondern stufenweis zur Freyheit hinaus. Ein jeder Sprung der hierinn geschehen möchte, würde nur uns und andern schädlich seyn; oder wolte man sich mit schnellen Schritten dem Ziel der Freyheit nähern, so müste man nach einer reiffen Überlegung nur solche von meines Mitbrüdern dazu wählen, die auch in der Knechtschaft jederzeit als ordentliche und tugendhafte Männer gewandelt haben. Würden nicht viele dadurch aufgemuntert werden, mit muthigern Eiffer ihren Fußstapfen nachzufolgen.

Die erste Stufe wodurch der Trieb zur Verbesserung unseres Zustandes könnte rege gemacht werden, wäre eine feyerliche Versicherung, daß uns unser Haab und Guth als ein Eigenthum zuerkannt würde, welches wir und unsere Kinder in unverrückter Ordnung immerwährend besitzen können. Wir besitzen es zwar auch jetzt, allein da wir auch wissen, daß einige aus dem Besiß ihres Eigenthums sind gesehet worden; so bleibt doch allemal bey uns eine geheime Ungewisheit zurück, ob uns auch nicht dereinst solche Fälle treffen könnten. Ein Guth, welches man mit Zweifel besizet, wird man selten gehörig zu verbessern suchen. So bald ich aber weis, daß es mein Eigenthum ist, werde ich gewiß mehrere Mühe daran verwenden. Wolte ich auch in Absicht meines Genusses träge und nachlässig seyn, so würde mich doch die Pflicht, welche ich meinen Kindern und Nachfolgern schuldig bin antreiben, auf die Vermehrung und Verbesserung desselben zu denken. Selbst meine Kinder würden unverdrossen mich darinn unterstützen. Ich muß zwar hiebey gestehen, daß bey vielen, die sich völlig den Lastern ergeben haben, diese

Diese Wohlthat keinen Eindruck machen würde, die dadurch nicht würden abgehalten werden das ihrige zu verschwenden. Kan man ihnen aber nicht eine gewisse Zeit zur Besserung fest setzen? Kan man bey fehlgeschlagener Hoffnung ihre Wohnplätze nicht mit andern besetzen, bey welchen man bessere Eigenschaften entdecket. Wir würden also unsern Väter sorgfältiger bauen. Wir würden mehrere Sorgfalt an die Viehzucht verwenden. Kurz, wir würden dadurch in den Stand gesetzt werden, alle Ausgaben und Dienste aus eigenen Mitteln zu bestreiten, ohne unsern Herrschaften durch unsere Bedürfnisse zu belästigen.

Es ist billig und gerecht, daß wir unsern Herrschaften für den Besitz der Länder dienst und zinsbar sind. Die Dienste und Abgaben sind auch durch die Backenbücher bestimmt. Soll aber die bestimmte Ordnung allen und jeden zu statten kommen; so wäre eine solche Einrichtung und Aufsicht nothwendig, daß uns nichts mehr als dieses könnte auferlegt werden. Die mindeste Arbeit, welche wir ausserdem was fest gesetzt ist, leisten müssen, sehen wir in unsern Augen als eine Ungerechtigkeit an. Die Verwaltung unserer eigenen Wirthschaft geräth dadurch in Unordnung. Der Muth entfällt uns mit beständigen Eifer zu unserm Vortheil zu arbeiten, indem wir dadurch verhindert werden in unserer Arbeit einen genauen Überschlag zu machen. Wir und unsere Thiere werden stärker angestrengt, ohne allen Nutzen für uns, blos aus Schuldigkeit. Was aber das allerwichtigste ist, so stiftet ein einziges solches Beispiel weit mehr Schaden als viele gedenken möchten. Das Gerücht davon läuft schnell und unbemerkt durch unsere Mittbrüder. Auch die Gutgesinnten werden durch solche geheime Klagen mit hingerrissen. Das angebohrne Mißtrauen gegen unsere Herrschaften wird bestärket, wir werden dadurch zum Argwohn gegen den besten Herren verleitet. Manche erkühnen sich sogar den Billigsten einer Ungerechtigkeit öffentlich zu beschuldigen.

Dürfte ich noch die dritte Stufe zur Freiheit besteigen, ohne den Vorwurf zu befürchten, daß meine Forderungen sich über die Grenzen der Billigkeit erstrecken. Die Laster und Ausschweifungen müssen bestraft,

Erstrast, und zwar nachdrücklich bestrast werden. Wie könnte wol ohne eine strenge Zucht die Ordnung unter dem ungesitteten Hauffen meiner Brüder erhalten werden. Der Hauptzweck der Straffen ist, theils den Verbrecher selbst, theils andere durch sein Beispiel zu bessern. Soll aber eine Straffe mich zur Besserung führen, so muß ich überzeugt seyn, daß sie gerecht und gesetzmässig sey. Straffet mich aber derjenige, gegen welchen ich fast einen natürlichen Argwohn hege, spricht er das Urtheil in seiner eigenen Sache, so ist es mir schwer den Verdacht zu unterdrücken, ob mein Richter völlig unparteyisch verfahren habe. Wie leicht kan auch nicht der Redlichste von Affekten die seine Vortheile betreffen, hingerissen werden. Selbst die Art in den meisten Fällen, nach Willkühr zu straffen unterhält meinen Verdacht. Der eine hat einen liebreichgesinnten Herrn, der seine Unterthanen mit gelinden Straffen im Jann zu erhalten weiß; der andere beahndet eben diese Vergehungen mit einer weit strengern Straffe. Wird der letztere nicht durch den ersten in den geheimen Ruff einer Unbilligkeit gesetzt? Werden nicht die, welche unter einer härtern Zucht stehen, zum Unwillen und Mißvergnügen bewogen? Sind aber die Straffen so viel als möglich durch die Gesetze bestimmt, beruhet ihre Vollziehung auf den Ausspruch mehrerer Personen; desto geduldiger leide ich sie, desto nachdrücklicher werde ich überführet, daß ich sie verschuldet habe. Ich bin zugleich gewiß nach einerley Gesetzen gerichtet zu werden, da ich sonst beständig in Besorgniß lebe, daß der Nachfolger meines gütigen Herrn mich nach weit strengern Begriffen verurtheilen wird. Die Natur hat uns ein stärkeres Zutrauen gegen unsere Anverwandten als einem Fremden eingedrückt. Wir erwarten zum wenigsten mehrere Billigkeit von ihm als von einem andern. Aus dieser Quelle entspringt der Wunsch, sich lieber von seinen Mättrübrüdern als einem Fremden verurtheilet zu sehen. Wie sehr würde es uns beruhigen, wenn die verständigsten und redlichsten unter uns an der Beobachtung dieser besondern Gesetze, nach Art der ehemaligen Lada-Männer Antheil haben möchten.

Ich stehe hier stille und sehe mich voll Entzückung um. Der Puls verdoppelt seine Schläge, mein Blut wallt von durchdringender Freude.

Freude. Wie feurig wünsche ich alle meine Brüder dereinst auf dieser Stufe zu umarmen. Wie glücklich, und abermal glücklich wäre mein ganzes Geschlecht! In welchem sanften Bilde der Gerechtigkeit würden unsere Herrschaften aus diesem Gesichtspunkt erscheinen. Der eingewurzelte Widerwille gegen sie würde allmählig verschwinden; die Liebe, diese uns unbekante Leidenschaft würde unvermerkt in unserer Brust gegen sie aufleben. Wenn kommst du einmal o seliger Augenblick! der gewünschter Tag der Versöhnung! da Liebe und Zutrauen den Haß und das Mißtrauen gegen unsere Gebieter aus unsern Herzen verdrängen wird, da wir mehr mit Güte und Gelindigkeit, als mit Furcht und Geißel werden regieret werden. Denn wird uns die Last, unter welcher wir jetzt ohnmächtig erliegen wollen, nicht mehr so schmerzhaft drücken, denn werden unsere kraftlosen Glieder eine unerschöpfliche Stärke empfinden; denn wird die Arbeit unserer Herren unsere Arbeit, ihr Vergnügen unser Vergnügen, ihre Wohlfahrt unsere Wohlfahrt seyn, denn werden sie, da wir mit unermüdeter Treue um sie wachen, ruhig in unserm Schooße schlummern, denn wird Segen und Zufriedenheit in unsern Hütten einkehren, und wir dereinst, da wir die Süßigkeit des Lebens gekostet haben, unsere Tage ruhig beschließen.

Welch Glück! welch stolzes Glück! Den alten Haß ausgerottet, sich von seinen Untertanen geliebt zu sehen! Ihr Feinde unsers Volkes! möget dawider einwenden was ihr wollt. Man fülle nur die fürchterliche Klüft aus, welche zeitber unsere Herrschaften und uns von einander getrennet hat; man bezeuge uns nicht mit verachtungsvollen Mienen, man betrachte uns nicht unter der schwarzen Gestalt knechtischer und elender Creaturen; man lasse sich zu uns als Nebenmenschen herab; auch der Boshaftigste wird sanftmüthig, der Halsstarrigste erweicht, der Lasterhafte zu vernünftigeren Begriffen geleitet werden.

Der Mensch weiß durch Gelindigkeit den wildsten Lieger zu bezähmen, Und durch die Dauer längerer Zeit dem Löwen seinen Muth zu nehmen.

Warum sollte auch nicht das Geschöpfe, welches menschliche Empfindungen besitzt, welches durch Vorstellungen geleitet wird, durch  
 2  
 Sanftmuth

Einsinnig in den Schranken seiner Pflichten erhalten werden?

Ich lehre jetzt mit ruhigem Gemüthe zu meinen Mitbrüdern zurück, Ich greiffe mit belebten Eifer die abgelegte Bürde wieder an. Ich lege sie auf meinen Rücken, mit dem festen Entschlus, sie so lange standhaft zu tragen, als meine Kräfte dauern werden. Vielleicht klärt die Vorsehung den trüben Horizont unsers Lebens mit heiteren Strahlen auf, vielleicht zertheilen sich die Wolken unserer Trübsale. Sollte uns aber diese Wohlthat nicht beschieden seyn, so wünsche ich doch, daß unsere Kinder demaleins das Glück genießen mögen, wonach ihre Väter vergebens geseuffet haben.

---

Wir werden in den voraus gesehten Gedanken den wahren Charakter unserer Unterthanen mit deutlichen Zügen gezeichnet sehen; wir werden darinn die Ursachen entdecken, warum alle unsere gute Gesinnungen gegen sie fruchtlos sind, daß wir sie größtentheils nicht anders als durch gewaltsame Mittel zu ihren Pflichten antreiben können. Ich würde unbedächtig urtheilen, wenn ich behaupten wolte, daß alle Leibeigene solche üble Gesinnungen hegen. Es werden unter ihnen Leute angetroffen, welche ein natürlich gutes und redliches Herz besitzen; die durch eine wahre Gottesfurcht getrieben, Treue, Fleiß und Gehorsam in ihrem Dienste beweisen, die in ihrem Zustande ruhig und zufrieden leben. Wie ungemein klein aber ist die Zahl solcher Personen, wenn man sie mit dem grossen Hauffen vergleicht. Der größte Theil bleibt doch allemal träge, treulos und halsstarrig gegen seine Vorgesetzten.

Nunmehr werden wir im Stande seyn, die Vortheile der Knechtschaft und der Freyheit richtiger zu beurtheilen. Wir wollen die Gründe welche ich zum Vortheil der Erbherrn angeführet habe in die eine Waagschale, und die Vortheile, welche mit der Knechtschaft verknüpset sind in die andere legen, und den Ausschlag erwarten.

Die Sklaverey und Leibeigenschaft ist überhaupt ein Zustand, welcher wider die Grundgesetze der Natur freitet. Der Mensch hat einen angeborenen Trieb frey zu seyn. Seine Sehnsucht nach der Freyheit gehet gar so weit, daß er sich auch durch den Schein einer Freyheit verblenden läßt. Er ist zufrieden, wenn er sich auch nur an dem Schattenbilde der Freyheit ergötzen darf. Er opfert diesem Bößem Guth und Blut freywillig auf. Finden wir nicht den Beweis an verschiedenen Völkern, die wirklich in der Freyheit leben. Sie sind mit den stärksten Aufgaben belastiget, durch scharffe Gesetze eingeschränkt. Sie lassen sich alles geduldig aufbürden, sie fühlen die schwersten Lasten nicht einmal in den bezaubernden Vorstellungen, daß sie von der Freyheit beherrschet werden. Folgt hieraus nicht unmittelbar eine Regel der Staatskunst, welche die glücklichsten Folgen nach sich ziehet, wo ihre Anwendung statt findet. Erlauben die Verfassungen eines Staats nicht den Untertanen eine wahre Freyheit zu verstatten; so sehe man sie zum wenigsten in solche Verhältnisse, in welchen sie sich überreden frey zu seyn. Sie bleiben im wesentlichen eben die Untertanen, welche sie vorher gewesen sind, sie schaffen überdem dem Staate und ihren Herrschaften einen ungleich grossen Nutzen. Ich beziehe mich hier auf die dreysache Forderungen, welche vorher sind angeführt worden. Wenn der hiesige Bauer seinen Besitz als sein Eigenthum ansiehet, wenn er an gewisse Dienste und Straffen gebunden ist, so glaubt er in eine größere Freyheit gesetzt zu seyn, ob er gleich eben wie vorhin als ein Knecht zum Dienste seines Herren verpflichtet ist. Er wird aber dabey mehr auf die Verbesserung seines Zustandes bedacht seyn, er wird seine Kräfte zu seinem Vortheil stärker anstrengen.

Kann aber der Mensch weder zu einer wahren noch Schein-Freyheit gelangen; so bleibt noch eine Schadloshaltung für ihm übrig, welche er in seinem Vermögen suchet. Das Anschauen unserer Güter belebt unsern Muth, es schafft uns eine gewisse Beruhigung, es verschönert gleichsam die Gestalt unseres Elendes. Die Anhänglichkeit an das Leben wird verstärkt, die Liebe zu unsern Kindern und Angehörigen wird dadurch lebhaft gemacht. Wir suchen das Erworbene zu erhalten und

zu vermehren, wir theilen es unter unsere Kinder, wir freuen uns, wenn sie solches in Ruhe und Zufriedenheit genießen.

Wie mangelhaft muß also nicht der Zustand eines Landes seyn, wo der Unterthan weder eine wahre noch Schein-Freyheit besitzt, wo er überdem sein Leben in Armuth und Dürftigkeit zubringt. Welch unschätzbares Glück wäre es nicht vor solchen Elenden, wenn die Knechtschaft zugleich den Trieb zur Freyheit völlig ersticken könnte, wenn die Erinnerung derselben durch den Zwang gänzlich könnte ausgelöschet werden. Er kan aber diese angebohrne Neigung nicht anders als mit der Menschheit selbst ablegen. Der Zwang kan den Trieb zur Freyheit wol ermüden, erschlaffen, betäuben, aber niemals zernichten. Er darf sich nicht mit der Hoffnung der Freyheit schmeicheln, er weis, daß sein Schicksal ihn zeitlebens zum Leibeigenen bestimmt hat; er wünscht aber doch frey zu seyn, er wünscht es desto ängstlicher, je schwerer seine Fesseln sind. Was kan auch aus einem solchen Zustande anders erfolgen, als eine Unzufriedenheit mit sich selbst und seinen Bestimmungen, eine Mattigkeit in der Beförderung seiner Wohlfahrt, eine Trägheit in der Erfüllung seiner Pflichten. Alle Seelenkräfte sind gleichsam gelähmt. Er ist als ein Sichtsbrüchiger zu betrachten, da das Gift der Krankheit die Säfte vertrocknet, und die Glieder steiff und unbrauchbar gemacht hat. Er wird zuletzt in eine Maschine verwandelt. die stille stehet, wo keine Aussicht vorhanden ist, die nicht anders, als durch den Nachdruck der Straffen kan in Bewegung gebracht werden.

Solchen ausgemergelten Geschöpfen ist die allerbeschwerlichste und mühsamste Arbeit des Feldbaues aufgelegt, wozu doch ein munterer Geist, ein standhafter Trieb, ein starker Körper erfordert wird. Ist es also nicht natürlich, daß dieses höchst nützliche und unentbärliche Geschäfte traurig und schläfrig müsse von statten gehen, daß es mit unzähligen Verdruß und Beschwerden müsse verknüpffet seyn.

Wer ist wol unter den Besitzern der Gütern, welcher nicht hienüber die nachdrücklichsten Klagen führen sollte? Wir treffen aber selten

des

den wahren Grund. Wir schreiben die Last des Untertanen allein seiner Bosheit zu. Wir stehen dabei stille, ohne weiter zu untersuchen woraus diese entspringt. Wir suchen seine Besserung durch Straffen zu bewerkstelligen, wir straffen ihn mit Nachdruck. Wir sehen endlich, daß auch diese Mittel vergebens sind. Wir können durch die Straffen nicht einmal den Trieb in ihm zuwege bringen, daß er seine schuldige Dienste gehörig leistet. Sehen wir nicht tägliche Proben davon? Müssen wir nicht fast bey einem jeden Arbeiter einen Aufseher setzen? Auch bey der strengsten Aufsicht arbeiten sie gleichsam mit gelähmten Gliedern, und wissen ihre Kräfte durch Kunstgriffe zu schonen. Wie langsam muß nicht auf solche Weise der Landbau von statten gehen? Wie viele Menschen werden nicht zu einer leichten Arbeit erfordert? Eine Beschwerde, welche in unserm Lande desto wichtiger ist, da wir in einer kurzen Zeit viele und verschiedene Arbeiten müssen zu stande bringen.

Wir wollen unsere Augen nach jenen Gegenden wenden, wo freye Leute den Ackerbau verwalten. Mit welchem Eifer strengen jene ihre Glieder an. Die schwerste Last scheint von ihren Händen zu fliehen, unermüdet geschäftig triefet der Schweiß von ihrem Angesicht, ohne Aufseher, ohne Drohen und Straffen. Sie ruhen, sie schlummern nur, sie erwachen nach einer kurzen Ruhe, und eilen mit vergnügtem Eifer zu ihrer verlassenen Arbeit zurück. Ihre heitern Mienen verrathen einen unverdrossenen Trieb, einen muntern Geist. Niemals höret man sie über gehäufte Arbeit klagen, sie greiffen alles mit beherzten Händen an. Sie haben mit wenigen Menschen das Ende ihres Tagewerks erreicht, da die Heerden der Leibeigenen in einer weiten Entfernung zurück geblieben sind, ob diese gleich mit beständigem Drohen und Schlägen fortgetrieben werden. Wer würde also zu seinem Feldbau nicht lieber Fremde als Leibeigene wählen. Ich glaube gewiß, daß ein jeder die ersten den letztern weit vorziehen würde. Ist dies nicht eine betrübte Wirkung der Knechtschaft, die die angebohrne Lust der Geschäftigkeit unterdrückt, die den arbeitsamsten in ein träges Geschöpf verändert. Eben der, welchen wir jetzt eifrig und unermüdet in seinen Berrichtungen se-

hen, wird morgen, wenn ihm die Freiheit genommen ist, eben so faul, eben so nachlässig als jene Leibeigene verfahren.

Es wird mir erlaubt seyn die Wahrheit meiner Sätze durch Beispiele aus der Geschichte zu erläutern. Niemals hat der Landbau ein glänzenderes Ansehn, eine grössere Pracht gezeigt, als zu den Zeiten da die Römische Macht noch in ihrer Kindheit lag. Die Bürger Roms und alle dazugehörige Unterthanen waren nach unserer Art zu reden, als Freyherrn anzusehen. Diese suchten ihr größtes Verdienst, ihren vorzüglichen Ruhm darinn, daß sie selbst ihren Acker baueten. Kaum hatte der Feldherr einen Sieg über die Feinde erhalten, so eilte er nach seinen Flupren zurück und zierte seinen Pflug mit dem ersochtenen Lorberkranz. In welchem Ueberflus lebten sie nicht? Wir können noch jezt nicht begreifen, wie sie in einem kleinen Umfang des Landes eine solche Menge Früchte und Getreide haben bauen können, daß nicht allein ein zahlreiches Volk davon reichlich ist unterhalten worden, sondern daß sie so gar ihren Ueberflus an die Umliegenden haben verkauffen können. Niemals wird der Landbau wieder zu einem solchen ehrwürdigen Ansehen empor steigen wo die redlichsten, tapfersten Männer bey der größten Mäßigkeit, in dem Ackerbau um den Vorzug stritten, welcher in der folgenden Zeit als ein unanständiges Geschäfte den elendesten Menschen überlassen wurde. Roms Herrschaft breitete sich weiter aus. Das Glück unterstützte die schnellen Siege der Römer. Der Reichthum und Ueberflus nahm zu. Hier verschwand jene ruhmwürdige Gesinnung. Der Römer wurde zu stolz seine Hand an den Pflug zu legen. Er entwöhnte sich von der angeerbten Lebensart. Man vergaß die vorige Sparsamkeit und überließ sich einer unmäßigen Schwelgeren. Man lieferte den Ackerbau, die angenehmste Beschäftigung der Väter in die Hände der Sklaven. Sogleich versiel der Landbau, der vorher in dem blühendsten Zustande gewesen war. Obgleich ganze Heere von Sklaven unterhalten wurden, ob sie gleich in der strengsten Zucht lebten; so konnten sie doch den Ackerbau nicht wieder in den vorigen Glanz sehen. Der Mangel der Lebensmittel riß ein und man sahe sich gezwungen aus Egypten das Getreide zum Unterhalt zu nehmen.

Die Geschichte der älteren Zeit schildert uns die Beschaffenheit Hollands als ein morastiges und unfruchtbares Land. Seine Einwohner lebten in Dürftigkeit und Armuth, daß sie auch von den Spaniern, unter deren tyrannischen Joch sie seufzten, schimpfweise Bettler genannt wurden. Der harte Druck verwandelte ihre Gedult in eine rasende Herzhaftigkeit. Sie rissen sich von dem grausamen Zwange los, und schüttelten mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit das Spanische Joch ab. Kaum schöpften ihre beklemmte Brust etwas freyer Othen, kaum sahen sie sich aus einer Sklaverey in die Freyheit gesetzt; so gleich erwachte in ihnen der Trieb ihren Zustand mit allen Kräften zu verbessern. Alles mußte ihrem Fleiß und Eiffer weichen. Ihr Land wurde in kurzer Zeit in die fruchtbarsten Auen verwandelt. Sie spührten die Wege nach Indien auf. Sie brachten ausser dem Landbau auch den Handel in dem größten Flohr; so daß jene Bettler nunmehr unter das reichste und mächtigste Volk auf der Welt gezählet werden. Welche erstaunenswürdige Verwandlung, welche unbegreifliche Folge der Freyheit!

Die Natur hat einem jeden Menschen einen gewissen Grad der Ehrbegierde mitgetheilet. Wird sie durch eine vernünftige Erziehung belebet, wird sie durch eindruckende Beispiele angefeuret, desto stärker wächst der Trieb sich beständig glücklicher und vollkommener zu machen. Je weiter der Mensch auf dieser Bahn fortgeheth, destomehr entferneth er sich von dem Niederträchtigen; je aufmerktsamer er seine Augen auf das tugendhafte und rühmliche heftet, destomehr wird der Abscheu gegen die Laster erregt. Was nähmen aber alle Vorzüge, womit uns die Natur bereichert hat, wenn durch den Mangel der Erziehung die mitgetheilten Gaben nicht brauchbar gemacht, sondern vergraben werden, oder wenn gar die Eltern durch ihre lasterhafte Thaten, durch ihre gottlosen Lehren die ersten Begriffe der Kinder vergiften.

Die elende Erziehung des Unterthanen, die Unwissenheit worinn er lebt, die Verführung seiner Mitsbrüder stürzen auch das beste Gemüth zur Niederträchtigkeit hinab. Das Gefühl von Ehre und Schande

de wird bey ihm betäubt, er wird von allen Arten der Laster hingerisfen, seine vornehmste Ergözung bestehet darinn, eine Ausschweifung mit der andern abzuwechseln. Weder Religion noch der Hang zu der Ehre, können seine verderbten Neigungen zurück halten. Die Furcht der Straffe händiget ihn nur in so weit, daß er die gewaltsamen Ausbrüche, seiner lasterhaften Gesinnungen unterdrückt, daß er seine feindselige Absichten mehr ins geheim als öffentlich ausübet. Dürffen wir uns also wol wundern, wenn wir die aller meisten von unserm Volk in den niederträchtigsten Ausschweifungen erblicken. Es zeigt sich zwar hie und da ein Schein der Ehrbegierde, er ist aber selten auf das ruhmvürdige gerichtet; er ist vielmehr als eine Mißgeburt zu betrachten, die in einen dummen Stolz ausgeartet ist.

Ein Veißeigener ist selten seinem Herrn getreu. Er siehet ihn in gewisser Absicht als seinen Feind an, und glaubt nach seinen verkehrten Begriffen berechtiget zu seyn ihm allea möglichen Schaden zu zufügen. Er kan sich nicht überreden, daß dieses eine Sünde sey, sondern bildet sich wol gar ein, an dem Besitz seines Herrn eine Födörung zu haben. Er freuet sich, wenn er ihn hinterlistiger weise etwas entwenden kan. Aus diesen strafwürdigen Grundsätzen stammt die Untreue welche wir täglich an dem hiesigen Unterthanen entdecken. Wie viele Erbherrn erfahren es nicht mit ihren Schaden, daß sie unter ihren Erbleuten eine Bande feiner Diebe nähren, welche sie in den Aeyn, Kleeten, auf den Wegen; kurz bey allen Vorfällen zu beschützen suchen. Ist es auch nicht die Bosheit, welche sie zum Diebstal bewegt; so ist oft der Mangel und die Dürstigkeit schuld, daß sie das, welches sie auf eine liederliche Weise verschwenden, auf eine unerlaubte Art wieder zu erlangen trachten.

Die Armuth ist eine unmittelbare Folge der Knechtschaft. Selbst die Natur der Knechtschaft verengert gleichsam den Umfang der Seele. Sie ziehet den wirksamsten Geist niederwärts; sie benimmt ihm den Mutz sich über die niedrige Sphäre seines Zustandes hinüber zu schwingen. Sie raubt ihm seine Flügel, daß er beständig an der Erde kriecht und mühsam

mühsam fortschleicht. Unsere Seele hat gleichsam eine elastische Kraft sich beständig auszudehnen: Wird aber ihre Federkraft stark zusammengepreßt, so zieht sie ihre Triebfedern gleichsam in sich selbst zurück, sie ruhet alsdenn in einer schläfrigen Züßlosigkeit.

Der Mensch unternimmt die beschwerlichsten Arbeiten, wo er eine reiche Belohnung zu erwarten hat. Kan er aber nicht soviel erwerben als er wünscht; so erstirbt bey ihm alnältig die Lust sich zu verbessern, er läßt sich desto unbesorgter durch die Trägheit einschläffern, wenn er weiß, daß er einen gewissen Versorger hat, der ihn in der Noth nicht verlassen kan. Die Faulheit fesselt ihn dergestalt, daß er sich lieber entschließt Hunger zu leiden, und sein Leben auf eine kümmerliche Art zu erhalten, als daß er sich überwinden solte; dem drohenden Mangel durch eine arbeitsame Sorgfalt vorzubeugen. Solche mannigfaltige und wunderbare Gestalten nimmt die menschliche Natur an, wenn sie aus ihrem Ruhepunkt ist gehoben, aus ihrer natürlichen Lage ist verdrängt worden! Sie irrt zügellos herum, sie schweift von einem Gegenstand auf den andern, sie schwindelt so lange in ihrem Labyrinth herum, bis sie endlich entkräftet niedersinkt, und ihre Kräfte durch den Tod gehemmet werden.

---

## Physikalische und oekonomische Beschreibung von Curland

von Valentin Rosenplanker,  
Hochfürstlichen Curländischen Forst-Commissaris.



Ich nehme die Aufgabe Curland physikalisch und oekonomisch zu beschreiben mit dem größten Vergnügen an und freue mich, daß ich hies durch

durch Gelegenheit erhalten habe meine Erkenntnis und Erfahrungen öffentlich brauchbar zu machen. Möchte meine ungeübte Feder nur geschickung genug seyn sich den Beyfall der Leser zu erwerben, möchte ich doch die gehörige Genauigkeit in den aufgegebenen Punkten beweisen können.

Ich sollte billig den Anfang mit einer mathematischen Ausmessung von Curland machen; ich sollte die Länge und Breite bestimmen, seine Poldhöhen messen, seine ungrenzte Lage ausführlich beschreiben. Ich muß aber aufrichtig gestehen, daß sich meine Einsichten nicht so hoch erheben. Es würden auch manche Leser diese Ausmessungen nicht völlig verstehen; ich sehe auch den besondern Nutzen davon in der Wirthschaft nicht ein. Wer eine hinlängliche Erkenntnis von Curlands geographische Lage zu erhalten wünscht, dem muß ich die mit vielen Fleiß verfertigte general Chartre des weiland Capitaine und Hochfürstlichen Bau-Directors Vernickel vorschlagen, welche man auf Verlangen besorgen kan.

Es wird die Länge des Herzogthums Curland von der preussischen Grenze bis an das Herzogthum Semgallen und dessen äußerste Spitze bey Koppellau auf 60 Meilen gerechnet. Die Breite von Curland welche bey Dohndangen anfängt und bis zur lithauischen Grenze gehet, wird 20 bis 24 Meilen geschätzt.

Man wird sich wundern wenn ich behaupte, daß das wegen seiner Fruchtbarkeit so beruffene Curland an den wenigsten Stellen recht angebauet sey; daß die meisten Gegenden theils wüste liegen, theils mit Wäldern bedeckt seyn. Wird es vielen nicht unglücklich scheinen, wenn ich mir zu beweisen getraue, daß 7 Theile noch unbrauchbar liegen und nur der 8 te Theil unter gehöriger Kultur ist gesetzt worden. Curland ist überhaupt betrachtet, mehr bevölkert als Semgallen. Insbesondere nach der lithauischen Grenze, oder vielmehr Schamanten zu. Man kan einen Strich von 8 bis 10 Meilen rechnen, der wohl bewohnt und gut angebauet ist. Doch auch in dieser Strecke erblickt man verschiedene, Wälder als der Ruzensche, Frauenburgische, Kurstische, Ober- und nieder Bartansche auch Ruzausche, welches alles Fürstliche Wälder

**Wälder sind.** Hierunter sind nicht einmal die adelichen Wälder begriffen. Die Größe dieser Wälder kömmt inzwischen gar nicht in Vergleichung mit jenen ungeheuren Wald-Gegenden, die von Libau an gerechnet, längst dem Strande hin, bis auf den Strich von Mitau hinauf sich erstrecken, und sich erst an der Liefländischen Grenze endigen, wo der Naßfluß sich in die Dostsee ergießet. Sie breiten sich landwärts bis zur Heerstraße aus die nach Libau führet. Wir können den größten Umfang näher beurtheilen. Die im gedachten Districte belegene Fürstliche Wälder sind der Eivenhöfische, Dobblehnsche, Luckumsche, Angersche, Kandausche, Goldingische, Mattkalische, Könnische, Windausche und Altschwangische Wald, von welchen ein jeder eine Forsten von 20 bis 24 Meilen im Umkreise beträgt. Hierzu müssen noch die adelichen Wälder gezogen werden, welche darzwischen liegen, als die Gütter Schloffenbeck, Zierau, Dohndangen, Kapillen, Popen und Schloß, vebst andern ansehnlichen Güthern. Der weitläufige Innbegriff gedachter Gütter ist kaum auf den 20 sten Theil angebauet, das übrige ist alles mit Wald bewachsen.

Ich nähere mich dem Herzogthum Sengallen. Man findet hier an verschiedenen Orten, als in dem Dobblehnschen, Grünhöfischen, Hofzumberge, Grenzhöfischen, Sessausischen, Bauskischen, Altradischen, wie auch im Klauschen, eines theils zu Neuguth und Wallhof Kirchspielen fast nichts als lauter Felder und Flächen. Es sind zwar in vorigen Zeiten hier auch Wald-Keviere gewesen, aber durch übele Behandlung dergestalt ruiniret worden, daß in diesen Kirchspielen ein allgemeiner Holz-mangel entstanden ist. Es haben daher Sr. jetzt regierenden Hochfürstlichen Durchlauchten mit Dero Hochlöblichen Oberforstamt sich rühmlich angelegen seyn lassen, diesen Mangel durch die Balken- und Brennholz-Flösser aus dem Oberländischen zu ersetzen, und jene entblößten Keviere nach dem Plan einer forstgerechten Wirthschaftsart auf einen Fuß zu bringen, nach welchen die Dekonomen wider alle Holz-Bedürfnisse gedeckt, und nach einer richtigen Eintheilung bis ins Unendliche können versorget werden.

Die übrigen Waldgegenden in Semgallen nehmten schon eine viertel Meile von Mitau ihren Anfang. Will man sich davon eine genaue Vorstellung machen, so ist der ganze Inbegriff zwischen der Na und Düna Strohm aufwärts bis an die Stadt Bauske, von da längst der Mee mel und Süßenbach hinauf bis zur Littauschen Grenze ohnweit Garßen, als ein einziger Zusammenhang von lauter Wälder, bis an die oberste Spitze von Curland zu betrachten. Was wollen dagegen die wenigen Güther mit ihren Handvoll Bauren sagen, die mehrentheils an den Flüssen wohnen. In den übrigen Grenzen sind die Einwohner so weit zerstreuet, daß man an vielen Orten von einer Hoflage zur andern oftmals 2 bis 3 auch wol mehrere Meilen zu reisen hat, ja sogar der Abstand vieler Gesinder eine gleiche Weite beträgt.

Von den Wäldern wende ich mich zu den Flüssen und Seen:

Curland allein hat den Vorzug, daß es zwey Seehafen hat, nemlich Libau und Windau. Beyde Städte würden in weit blühendern Umständen seyn, sie würden einen weit stärkern Handel mit den Auswärtigen treiben, wenn ein Hauptstrohm sich in ihre Hafen ergießen möchte. Der Bartaufluß ist zu schwach, und hat seinen Ursprung in dem benachbarten Schamanten. Er hat eine gar zu kurze Distanz, als daß auf demselben mit beträchtigen Fahrzeugen diesem Handelsplatz viele und weither gehohlte Produkten, ausser einigen Holzwaaren aus den nächsten Wäldern könten zugeführt werden.

Der erste Hauptfluß wird die Windau genennet. Er ist zwar beträchtiger als jener, und nimt in seinem Lauf aus gedachten Schamanten, bey dem Freyherrlichen Kettlerschen Guthe Grösden, das Kurische Gebieth zu beyden Seiten mit, führet seinen Lauf ohngefähr aus Süd-Ost, gegen Nord-West, auf 15 Meilen weit gehet das alte Schloß und Fürstliche Amt Schrunden vorbey, und machet bey der Stadt Goldingen einen schädlichen aber bewunderungswürdigen Fall, wo sich in einer bogensförmigen Figur das Wasser über den ganzen Strohm auf 10 bis 12 Fuß von einem steilen Felsen herabstürzt, wodurch zwar der

Luft-Fischfang

Lust-Fischfang eine Belustigung und kleinen Vortheil bringt, dagegen den Fahrzeugen den Weg nach dem Windauschen Seehafen heimt, die Holz-Waaren aber in gebundenen Flößern nicht anders als mit vieler Gefahr können durchgeföhret werden.

Der zweyte Fluß formiret sich in dem Herzogthum Semgallen, und bestehet aus verschiedenen kleinen Flüssen. Zuerst vereinigen sich bey dem Guthe Herbergen die Süßen, Salwe und Memel. Die beyden ersten verlieren hierauf ihren Nahmen, und der vereinigte Strohm wird bis an das Schloß Bauske, wohin er seinen Lauf nimt, allein die Memel genannt. In dieser Gegend fließt ein neuer Strohm in seine Ufern, der aus Lithauen kömmt, und mit dem Nahmen Musta belegt wird. Durch den Zusammentritt dieses Flusses ist auch der vorige Nahme aufgehoben, und der ganze Strohm wird nunmehr die Na genennet. Er eilet in seinem Lauf nach Mitau, nimt aber unterwegs noch viele kleine Bäche ein, die ich hier zu benennen überflüssig finde. Zulezt ergießt er sich bey Dünamünde oder Boldera in den Rigischen Hafen. Ich muß hiebey anmerken, daß dieser sonst tieffe Strohm vor ohngefehr 5 bis 6 Jahren, ohnweit Bollenhoff das schmalle und sandigte Eyland durchgerissen, und sich einen Weg gerade in die Dostsee eröffnet hat. Es sind also daraus zwey Ausflüsse entstanden. Ausser dem sind sowol in Curland als Semgallen noch viele kleine Flüsse enthalten, deren Nahmen und Laufbahn auf der bereits gedachten Charte am besten zu bemerken sind.

Es werden auch in beyden Herzogthümern, besonders in Semgallen eine grosse Anzahl Landseen angetroffen, welche insgesamt mit allen Arten guter und wohlschmeckender Fische angefüllt sind. Ich will einige der vornehmsten anführen: Im Diltenschen District erscheint der Liebause, Usmaitische; der Angersche, der Auzensche, nebst der Klitzenhöfischen und noch vielen andern fischreichen Seen. In Semgallen sind der Rangersche, Sauksche, Assersche, nebst einer Zahl mittlern und kleinern Seen merkwürdig. Insbesondere sind sie wegen der Menge Moränen die darinn gefangen werden, berühmt.

Ich muß noch eine besondere Anmerkung über die Waldgegenden anführen. Ich habe kurz vorher angenommen, daß ein 8tel von Curland bewohnt sey. Es ist aber nicht meine Meinung, als wenn der unangebauter Theil als unfruchtbar anzusehen wäre. Ich kan nicht mehr als ein 8tel davon abziehen, welches aus hinbrauchbaren Morästen, die im lettischen Tirullen genennet werden, und aus solchen Wäldern bestehen, wo nichts als Kiefernholz und Heydekraut wächst. Ein solcher Boden wo nur grauer und weißer Moos wächst, toucht gar nicht zum Ackerbau. Da aber die meisten Wälder gemischt sind und alle Arten aus Laub und Grähnen-Holz bestehen und einen schwarzen Boden haben; so kan ich sicher annehmen, daß sechs 8tel brauchbar anzusehen sind. Curland kan also zum wenigsten dreyimal so viel Einwohner haben, und es wird doch keinen Mangel an Holz leiden.

Ich richte meine Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit des Bodens, welches der schwerste Punkt in meiner ganzen Beschreibung ist. Wäre der Boden eine grosse Strecke einerley, so könnte die Bestimmung gar nicht schwer fallen. Wer weiß aber nicht, daß der Boden oft in einem Bezirk von einer Loosstelle verschieden sey? Man betrachte nur solche Gegenden, wo Berge und Hügel sind. Auf der Spitze wird man Sand oder unfruchtbarern Lehm antreffen, nach der Niedrigung zu einen fruchtbarern Strich von Lehm und Erde, unten oft einen schönen Wiesengrund gewahr werden. Wollen wir nicht auf solche kleine Abweichungen sehen, so will ich versuchen die algemeine Beschaffenheit der Erdarten nach meinen Einsichten und Erfahrungen, die ich durch meine beständigen Reisen in allen Gegenden von Curland mir erworben habe zu beschreiben. Ich werde zuerst dem grossen Wege von Mitau nach Libau folgen, und meine Beschreibung nach den Oberhauptmannschaften und Kirchspielen einrichten.

Es ist der Boden in der Mitauschen Oberhauptmannschaft mit den dazu gehörigen Kirchspielen von folgender Art:

Das Mitausche Kirchspiel hält halb Lehm halb Sand. Das Elawische

sche gleichfalls. Das Baldobnische durchgehends Sand. Das Wallhöfische und Barbarische zwey 3 tel Lehm, ein 3tel Sand. Das Neuguthische halb Lehm, halb gemischt. Das Grenzhöfische halb Lehm, halb gemischt. Das Altrahdische ist zwey 3 tel gemischt, ein 3 tel Sand. Das Bauskische durchgehends Lehm, mit weniger Mischung und guten Weizen-Boden. Das Mehsohdische von eben der Art. Das Lessausche gleichfalls. Das Grünhöfische gleichfalls. Hofsum-Berge hält halb Lehm, halb gemischt. Das Doblehnsche halb Lehm, halb gemischt.

### In der Sellburgischen Oberhauptmannschaft.

Das Sellburgische hält Lehm mit vielen Steinen. Das Ascheradensche, gemischt und sandigt. Das Nertrische, Lehm und gemischt. Das Dinaburgische und Oberlauzische, bestehet aus einer Mischung von allerley Arten Acker, worunter der Lehm den Vorzug hat.

Zur Luckumschen Oberhauptmannschaft gehören folgende Kirchspiele :

Das Luckumsche hat ein 3 tel Sand, zwey 3 tel Lehm von einer guten Mischung. Das Lesdensche und Grensische ist von eben der Art. Das Neuenburgische gleichfalls. Das Angersche ist sandigt mit weniger Mischung. Das Frauenburgische, Lehm mit guter Mischung. Das Kandausche gleichfalls. Zabeln und Talsen gleichfalls.

Zur Goldingischen Oberhauptmannschaft gehören  
nachstehende Kirchspiele :

Das Goldingische hält halb Lehm halb Sand, mit vielen Steinen vermischt. Das Windausche ist von gleicher Art. Das Altschwangische gleichfalls. Das Schründensche gleichfalls. Das Durbensche ebensals. Das Gramsdensche ebensals. Das Grobinsche ist auch von gleicher Art.

Zum Piltenschen Distrikt gehören folgende Kirchspiele:

Das Piltensche hat Behm und eine gute Mischung. Das Amposkensche gleichfalls, und ist sehr bergigt. Das Neubüfensche gleichfalls, und bergigt. Das Hasenpotische, Lehm und bergigt. Das Sackenshäussische sandigt und etwas gemischt. Das Dohndangensche und Erwalische ist von gleicher Beschaffenheit.

Nachdem ich nunmehr alles beschrieben habe was Curlands Erdofläche betrifft; so führet mich die Ordnung auf die Einwohner derselben. Daß die Pest, welche 1709 in diesen Gegenden auf eine erschreckliche Weise gewüthet hat, einen grossen Theil der Einwohner dasingerissen hat, davon finden wir nicht allein in den Urkunden, sondern auch in dem Anblick der verwüsteten Stellen die betrübtesten Merkmale. Aus den alten Verzeichnissen und Inventarien könte man ganz klar beweisen, daß seit der grausamen Seuche, besonders in Semgallen ein drittel Land unangebauet liegt, und daß unser Land noch kaum die Hälfte Bewohner hat, womit es vor der Pest ist bevölkert gewesen. Ich weiß nicht die Ursachen anzugeben, warum die Fortpflanzung so langsam von statten gehet. Noch sehr trifft man viele Gesinder an, wo kaum zwey bis drey arbeitsame Menschen von beyderley Geschlecht angetroffen werden. Man höret zwar beständig unter dem gemeinen Manne die Klage führen, daß schon soviel Volk vorhanden wäre, daß sie sich nicht mehr gehörig ernähren könten. Der Hauptgrund aber liegt vielmehr in ihrer natürlichen Faulheit und Trägheit; sie bedenken auch nicht, daß zu unsern Zeiten weit mehr Roggen und anderes Getrende in Brandweiu verbraucht als zum Unterhalt angewandt wird. Sind die Nachrichten gegründet, daß die Ehsten und Letten ursprünglich von den Tartarischen Völkern am schwarzen Meer abstammen; so hat man sich nicht zu verwundern, daß beide Nationen noch viel ähnliches von ihren Stammestern beygehalten haben. Indessen ist es doch gewiß, daß die Lettische Nation, womit ganz Curland allein bevölkert ist, viel biegsamer, aufrichtiger und ehrliebender sey, als die Ehstnische überhaupt betrachtet.